

Missionsrundschnbu.

Die Mission auf den Philippinen.

Von Friedr. Schwager S. V. D., Steyl.

(Vgl. A. Streit S. V. D., Missionsatlas Nr. 15. Atlas Hierarchicus Nr. 16. 18.)

Wenn bei irgend einem Lande, so ist bei der Behandlung der Philippinen eine Erörterung unumgänglich, ob dieses Gebiet noch als Missionsgebiet angesehen werden kann oder nicht. Die Philippinen zählen mehr als sieben Millionen getaufte Christen¹, die wenigstens nominell katholisch sind, und nur noch etwa 1¼ Millionen Heiden und Mohammedaner. Ist es unter diesen Umständen angängig, dieses Land in seiner Gesamtheit noch als Missionsland zu bezeichnen? Ich antworte mit einem entschiedenen Ja und zwar aus folgendem Grunde.

Das Endziel der Missionstätigkeit ist noch nicht damit erreicht, daß alle oder doch die meisten Bewohner eines Landes die Taufe empfangen haben. Vielmehr ist es, wie allgemein anerkannt wird, eine wesentliche Aufgabe der Mission, die Neuchristen, speziell den einheimischen Klerus, zu einer solchen moralischen und intellektuellen Selbständigkeit zu erziehen, daß die neugegründete Kirche sich — natürlich in Unterordnung unter den Apostolischen Stuhl — selbst verwalten kann, also ihren Bedarf an Bischöfen und Priestern aus den eigenen Landeskindern zu decken imstande ist². Erst wenn diese Aufgabe gelöst und das Ziel einer selbständigen Volkskirche erreicht ist, können und dürfen die Missionare sich zurückziehen, und von diesem Zeitpunkt an hört das Land auf, Missionsland zu sein³.

Abkürzungen: ACM = Annales de la Congr. de la Mission, Paris. AH = The Assembly Herald. AOLV = Annalen van O. L. Vrouw van het H. Hart, Tilburg. EAF = El Archipiélago Filipino, por algunos Padres S. J., Washington 1900. JM = St. Josefs-Missionsbote, Brixen. RM = Die katholischen Missionen, Freiburg. MChCPH = Missions en Chine, au Congo et aux Philippines (seit 1913 Missions de Scheut), Scheut-les-Bruxelles. MI = The Missionary Intelligencer, Cincinnati. Monatshefte = Monatshefte, Hiltrup. MRW = The Missionary Review of the World, New York. DLW = Ostasiatischer Lloyd, Schanghai. SJA = St. Joseph's Advocate, Millhill. StM = Steyler Missionsbote, Steyl.

¹ Der Zensus von 1903 wies 6987686 Christen auf; 1910 wurde ihre Zahl auf etwa 7½ Millionen geschätzt. Report of the Commissioner of Education, Washington 1910, 292. Die Zahl der Heiden wurde im amtlichen Zensus von 1894 auf 880000, die der Moslemin (auf Mindanao) auf 309000 beziffert (EAF I 259).

² Zutreffend schreibt Prof. Schmidlin (Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten, Münster 1913, 48 f.), daß die katholische Mission die Selbständigkeit der Missionskirche zu verwirklichen sucht durch Anstrengung einer bodenständigen Hierarchie und eines einheimischen Klerus, und er bezeichnet es mit Recht als Mündigkeitserklärung, wenn dieses Ziel erreicht ist.

³ Wer dieser Ansicht zustimmt, wird den Wunsch begreiflich finden, daß auch die kirchenrechtliche Auffassung des Wortes „Missionsland“ mehr das kirchliche Endziel der Missionstätigkeit ins Auge fasse, als das bis jetzt geschieht. (Vgl. den instruktiven Artikel von P. Grentrup S. V. D., JM 1913, 272 ff.). Wenn auch China demnächst seine Hierarchie erhält, was in absehbarer Zeit zu erwarten ist, dann ist die Definition von Mission als eines der Hierarchie entbehrenden Territoriums in den größten und wichtigsten Missionsländern (Philippinen, Japan, China, Vorderindien, Vorderasien) nicht mehr zutreffend, was ihre Unbrauchbarkeit hinreichend erweist. Die Erklärung des Missionslandes

Dieses Ziel ist auf den Philippinen noch nicht erreicht, somit ist auch dieses Land grundsätzlich noch als Missionsland zu betrachten¹. Aber auch abgesehen von dieser prinzipiellen Erwägung wird eine Darstellung der Lage des Katholizismus auf den Philippinen überhaupt erfordert durch die Tatsache, daß fast überall in dem Inselreich sich eine große Zahl neuchristlicher Gemeinden befindet, die erst im 19. Jahrhundert gesammelt wurden und darum ebenso unzweifelhaft als Missionsgemeinden zu betrachten sind, wie die zahlreicheren älteren Gemeinden in China, Sinter- und Vorderindien².

I. Die neue Lage.

„Die Amerikaner scheinen berufen zu sein, die von den Spaniern gelegten Keime zur vollen Entfaltung zu bringen . . . Auf die Dauer kann das spanische System nicht neben dem amerikanischen bestehen . . . Für die Eingeborenen scheint es wünschenswert, daß die oben ausgesprochenen Ansichten nicht zu schnell zu Tatsachen werden, denn ihre bisherige Erziehung hat sie nicht genügend vorbereitet, um den Wettkampf mit jenen rastlos schaffenden, rücksichtslosen Völkern zu bestehen; sie haben ihre Jugend verträumt.“ So schrieb ein deutscher Philippinenforscher Anno 1873³. Die Ereignisse haben den ersten Teil seiner Voraussage bestätigt; inwieweit sein Urteil über die Filipinos⁴ berechtigt ist, wird sich aus der nachfolgenden Darstellung ergeben.

1. Die nationalistische Bewegung und ihre Folgen.

Nur weniger Jahre (1565–73) hatte es für die Spanier bedurft, um unter der Führung des heroischen Legaspi ihre Herrschaft mit Ausnahme von Mindanao und Sulu fast überall auf dem Archipel der 1400 Inseln zu befestigen⁵, und mehr als dreihundert Jahre vermochte Spanien seine patriarchalische Herrschaft, fast einzig gestützt auf die Hilfe der Missionare, mit einem Aufgebot von nur 2000 Mann zu behaupten⁶. Erst im 19. Jahrhundert mehrten sich die Aufstände von lokalem Charakter, so die Erhebung der Kreolen und Mestizen 1823⁷, die Revolution auf Cebu 1827, auf Negros 1844⁸, in der Provinz Cavite 1872. Der angebliche Anstifter der

als eines der einheimischen Hierarchie entbehrenden Territoriums darf vielleicht auf die Zustimmung der Propaganda und der Kanonisten hoffen.

¹ Auch P. Suonder S. J. setzt in seinem Aufsatz über die Philippinen im Kirchlichen Handbuch 1911, 404 ff. den Missionscharakter des Landes stillschweigend voraus.

² Es ist freilich zuzugeben, daß an sich schon jetzt eine lückenlose Besetzung der Bischofsstühle und Pfarreien mit hinreichend begabten Filipinos möglich wäre, wenn nicht die kirchliche Forderung des Zölibats mit ihren Konsequenzen für die Rekrutierung des Klerus dem einen Niegel vorschöbe. Dieses Hemmnis findet sich aber in allen katholischen Missionen, abgesehen von den orientalischen Kirchen, und muß darum nicht zwar als wesentlich, aber doch als tatsächlicher Maßstab für die Selbständigkeit der katholischen Landeskirchen in Rechnung gezogen werden. „Kirchliche Selbständigkeit“ hat darum auch unter diesem Gesichtspunkte bei Katholiken und Protestanten eine grundverschiedene Bedeutung, und es ist leicht erklärlich, wenn die protestantischen einheimischen Pastoren weit schneller an Zahl zunehmen.

³ F. Jagor, Reisen in den Philippinen, Berlin 1873, 289.

⁴ Da der alte spanische Ausdruck „Filipino“ einmal eingebürgert ist, wird er auch in der nachfolgenden Darstellung festgehalten; im übrigen ist die Schreibweise Philippinen⁷ und philippinisch durchgeführt.

⁵ Supan, Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien, Gotha 1906, 29.

⁶ Koloniale Rundschau 1913, 331.

⁷ Supan a. a. O. 197.

⁸ Facts about the Philippines, Boston 1901, 19.

letzteren, der einheimische Priester Dr. José Burgos, wurde gefangen und in Manila hingerichtet¹. Bedenklicher wurde seitdem die Lage durch die Zunahme der in Manila oder im Ausland gebildeten philippinischen Intelligenz, die für die Schwächen der spanischen Kolonialpolitik und ihrer Beamten², für deren Rückständigkeit gegenüber der britisch-amerikanischen Wirtschaftsmethode ein scharfes Auge hatte³ und in ihrem durchaus berechtigten Streben nach weitergehender Teilnahme an der Landesverwaltung kein Gehör fand⁴. Wie immer in solchen Fällen vergaß man nun die unschätzbaren Wohltaten, die Spanien drei Jahrhunderte lang den Philippinen erwiesen hatte⁵, und unter dem Einfluß geheimer Gesellschaften, unzufriedener europäischer Firmen

¹ Man will diese Revolution zurückführen auf die Erregung, die hervorgerufen sei durch Besetzung von Pfarreien einheimischer Priester mit spanischen Rekolekten, die ihre Mindanaostationen an die Jesuiten abtraten. Die geheime Gesellschaft, die die Revolution vorbereitete, bestand indes schon Jahre zuvor (OPhSt 110). Immerhin ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß das Vorkommnis, welches die einheimischen Priester mit Recht erregen mußte, den Ausbruch des Aufstandes hervorgerufen oder beschleunigt hat. Denn tatsächlich war die spanische Regierung damals entschlossen, den einheimischen Klerus, dessen Selbstständigkeitsbestrebungen sie fürchtete, überhaupt abzuschaffen, wurde aber durch den energischen Einspruch des Erzbischofs von Manila davon abgehalten. Schon 1870, also zwei Jahre vor dem Aufstand von Cavite, schrieb er: „Das ungerechte Verfahren, den Weltklerus seiner Ämter und Pfründen zu berauben, hat im Lande einen wahren Aufruhr verursacht. Scheut man sich denn nicht, die eingeborene Geistlichkeit so zu reizen? Hat sie denn nicht schon genug gelitten? ... Wer bemerkt nicht den Umschlag, der sich in ihren Gesinnungen vollzieht, und den Anmut, wenn die Rede auf ihre Bedrücker kommt! Mehrere eingeborene Geistliche haben offen verlauten lassen, daß, falls die Amerikaner oder die Deutschen infolge eines Krieges mit Spanien der Philippinen sich bemächtigen würden, sie diese als ihre Befreier begrüßen würden.“ Suonder S. J., Der einheimische Klerus in den Heidenländern, Freiburg 1909, 51 nach den amtlichen Gutachten über die Klerus- und Mönchsfrage: Los Frailes Filipinos, Madrid 1898 und Documentos interesantes etc., Madrid 1897.

² In früherer Zeit blieben die Beamten lange Jahre oder lebenslänglich auf den Philippinen. Seit der Eröffnung des Suezkanals (1869) wurde ein häufigerer Wechsel erleichtert, und nicht selten Personal von Spanien abgehoben, dessen man sich gerne erledigen wollte (OPhSt 42).

³ Erst 1858 wurde durch einen Regierungsdampfer eine regelmäßige Postverbindung mit Hongkong und von da — durch Vermittlung der britischen Post! — mit Europa hergestellt. Noch länger ließ eine regelmäßige Verbindung der philippinischen Inseln untereinander auf sich warten. Karl von Scherzer, Reise der Novara I (Wien 1864) 573. Schon 1841 hatten englische und amerikanische Firmen mehr als 55 % des Handels in Händen. Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner, Würzburg 1869, 88. Es ist „der Handel mit China einzig und allein gewesen, welcher den Spaniern auf den Philippinen durch drei Jahrhunderte hindurch Profit abwarf; denn auf den unerlöschlichen Reichtum, der in den zahlreichen Bodenprodukten dieser herrlichen Inselgruppe steckt, sind erst die Spanier unseres Jahrhunderts aufmerksam geworden“. Ferd. Blumentritt, Die Chinesen auf den Philippinen, Leitmeritz 1879, 4.

⁴ Auch die St.-Thomas-Universität der Dominikaner schloß sich diesen Wünschen der Filipinos in einer Eingabe an das Gouvernement an (OPhSt 188).

⁵ Selbst ein so rücksichtsloser Kritiker, wie Jagor, sieht sich genötigt, anzuerkennen: „Spanien gebührt der Ruhm, die auf niederer Kulturstufe vorgefundene, von kleinen Kriegen zerfleischt, der Willkür preisgegebene Bevölkerung in verhältnismäßig hohem Grade zivilisiert, ihre Lage erheblich verbessert zu haben. Wohl mögen die gegen äußere Feinde geschützten, von milden Gesetzen regierten Bewohner jener herrlichen Inseln im ganzen genommen während der letzten Jahrhunderte behaglicher gelebt haben, als die

in Manila, der britischen Kolonialpresse, nicht zuletzt auch der amerikanischen Konsulin in Manila, Hongkong, Singapore ließen sich die Wortführer der philippinischen Nationalisten zum Streben nach völliger politischer Unabhängigkeit verleiten¹. Da ihnen dabei die spanischen Mönche, die Hüter der Ordnung und Autorität, als Haupthindernis und die wohlgepflegten Landgüter der Klöster manchen Strebern als begehrenswertes Ziel erschienen, wurde eine wüste Heze gegen die Friars inszeniert, die um so günstigeren Resonanzboden fand, da es leicht war, die vorgenannten ungerechten Maßnahmen gegen den Landesklerus auf die Mönche zurückzuführen². Freidenkerische Beamte, denen der außerordentliche Einfluß der Mönche ein Dorn im Auge war, verstärkten willig diese Heze und schoben den Mönchen ihre eigenen Vergehen zu³.

irgend eines anderen tropischen Landes unter einheimischer oder europäischer Herrschaft.“ Jagor, Reisen in den Philippinen, Berlin 1873, 287. Auch Spieß (Die preussische Expedition nach Ostasien, Berlin 1864, 335) nennt die Filipinos trotz aller Kritik im einzelnen ein „glückliches, freies Volk, das seines Daseins froh wird“ und sagt S. 350: „Vom Monopolsystem und seinen nachteiligen Folgen abgesehen, bieten die Philippinen das Bild einer Kolonie, die zwar nicht den Gipfel der Vollenbung erreicht hat, aber auch keine Ursache bietet, über die spanische Kolonialverwaltung den Stab zu brechen.“ Daß auch die Filipinos heute wieder die Kulturtaten Spaniens zu schätzen wissen, zeigt der Vortrag von Dr. J. P. Camacho, *Influencia bienechora de la religion catolica*, veröffentlicht in der Schrift *Certamen Artistico Literario*, Manila 1908, 163.

¹ OPhSt 187 ss.

² Die meisten Klosterfarmen waren bei der Aufhebung des Kommendenwesens durch die Orden den spanischen Besitzern abgekauft, also rechtlich erworben. Es besaßen die Augustiner 60 000 ha, davon 6 000 ha in Cebu, 20 000 in Cagayan, wo sie 1886 auf Wunsch der Regierung öde Landstrecken zur Hebung des Tabakbaus übernahmen; das übrige zumeist in den Provinzen Manila, Bulacan, Cavite; die Refolleten (Unbeschuhte Augustiner) 35 000 ha, davon 23 000 ha Weideland auf Mindanao; die Dominikaner 50 000 ha in Laguna, Cavite, Bataan (zusammen acht große Landgüter); die Franziskaner gleichfalls bedeutende Ländereien, deren Besitztitel auf mehrere dem Orden gehörende Hospitäler übertragen waren; die Jesuiten verloren bei ihrer Vertreibung (1767) ihre Güter und erhielten sie, als sie 1852 zurückberufen wurden, nicht wieder, sodaß der Meid der Revolutionäre sich nicht gegen sie richtete. Die Mönche verwendeten einen bedeutenden Teil der Einkünfte für Missionszwecke und kulturelle Unternehmungen, verpachteten ihre Ländereien sehr billig und erzielten nur einen Durchschnittsgewinn von 3–4 % (RM 1905, 265 f.). Der bei weitem größte Teil des kulturfähigen Landes auf den Philippinen ist noch heute nicht bebaut, um 1900 war erst ein Neuntel des Bodens in Kultur genommen (EAF 270). Nur eine verlogene Interessenpolitik konnte daher den Anwurf erheben, daß der Landbesitz der Mönche das Emporkommen der Filipinos hemme.

³ OPhSt 190. Der Einfluß der Orden war in der Tat ungewöhnlich groß. „Die Regierung weiß, daß sie uns braucht, daß sie ohne uns nicht bestehen kann; darum läßt sie uns in Ruhe und legt uns keine Schwierigkeiten in den Weg, wie in Spanien“, sagte ein Augustiner zu Karl von Scherzer. Derselbe Autor führt die Äußerung eines Augustiners zu Freiherrn von Hügel (nach dessen Tagebuch) an: „Die philippinischen Inseln gehören uns Augustinermönchen; in Manila mag sich Don Pasquale (der damalige Gouverneur) oder ein anderer brüsten und großtun, im Innern sind wir Herren.“ R. v. Scherzer, *Reise der Novara I* 563. Äußerungen eines so ausgeprägten Selbstbewußtseins legen die Vermutung sehr nahe, daß ein Teil der Mönche nicht ganz unschuldig daran war, wenn in Beamtenkreisen Abneigung gegen die Friars entstand. Doch ist dabei das Wort Jagors (287) zu beherzigen: „... selbst ihr hochmütiger Widerstand gegen die weltlichen Behörden kam in der Regel den Eingeborenen zustatten.“ Auch erscheint die Gefahr eines sehr starken Selbstgefühls naheliegend und menschlich, wenn

So schreiend ungerecht die Verallgemeinerung der den Mönchen von kirchenfeindlicher Seite gemachten Vorwürfe auch ist, wird man doch in einem Punkte eine gewisse Berechtigung der Kritik nicht ganz abstreiten können. „Leider wurde“, schreibt der Millhillier Missionar P. Sager S. S. J., „der Stock etwas zu viel angewendet¹ und auch von solchen, die ihn nicht hätten anwenden sollen. Die philippinischen Mönche dürften dabei auch nicht von jeglicher Schuld freizusprechen sein“². Wie weit die Abneigung gegen die Mönche in das Volk eingedrungen ist, läßt sich daraus erschließen, daß die Aglipayaner noch heute gerne die neuen Missionare als „friars“ bezeichnen, um das Mißtrauen der Filipinos gegen sie zu erwecken³.

Unglücklicherweise gab in den achtziger Jahren eine unkluge Maßnahme der Verstimmung neue Nahrung. Die Rekollektenpatres hatten ihr Gebiet auf Mindanao den Jesuiten überlassen, und erhielten statt dessen allmählich auf Luzon freigewordene Pfarrstellen, die vordem von philippinischen Priestern besetzt waren, eine willkommene Gelegenheit zu vermehrter Agitation für die Feinde der Mönche⁴. In Hongkong bildete sich ein Revolutionskomitee, im Archipel selbst gründete Dr. José Rizal y Mercado 1892 (nach anderen schon 1887) die Liga Filipina und verbreitete mit seinen Freunden revolutionäre Schriften und Aufrufe, wurde aber am 31. Dez. 1896 als Empörer hingerichtet⁵. Inzwischen war auch eine geheime Gesellschaft für

man erfährt, daß 1898 2237739 christliche Filipinos der geistlichen Administration der Augustiner unterstanden. Angel Perez O. S. A., Igorrotes, Manila 1902, 411. Solche Zahlen, dazu noch in einem einzigen Lande, konnte keine andere Missionsgesellschaft aufweisen.

¹ Vgl. dazu die Berichte aus älterer Zeit! „Einige gehen gar durch, laufen hinüber zu denen Mahometanern und lassen sich beschneiden. Ertappet man sie, so werden dieselben mit gewaffneter Hand zurückgebracht; seynd sie nun Catholisch, so müssen sie zu ihrer Straff zehen Jahre als Gefangene dienen: die Ungläubigen aber werden mit ewiger Dienstbarkeit geächtigt.“ Brief des P. Zanzeni S. J. vom 26. März 1670, Weltbott Nr. 11, 34. Der Pterreicher P. Mandler S. J. schreibt bei der Schilderung der Sonntagsmesse: „Vezlich werden aller Nahmen abgelesen und die Abwesende wohl gemerkt: diejenigen aber, welche vorigen Sonntag ohne erhebliche Ursach ausgeblieben waren, werden mit Ruthen gegeißelt oder anderst abgestraft: welche schaffe Zucht nachmittag in der Kinder-Wehr mit der Jugend ebenfalls beobachtet wird. Das Straff-Amt verrichten zwei Fiscalen oder Kirchen-Väter . . .“ Weltbott Nr. 12, 36.

² Rath. Kirchenzeitung, Salzburg 1910, Nr. 14, 165. Entschieden unwahr ist dagegen der Vorwurf sittlicher Korruption, der gleichfalls gegen die spanischen Mönche erhoben wurde. Ein unverdächtiger Zeuge sagt dazu: „Häufig wird den Priestern in den Philippinen ihre große Niederlichkeit vorgeworfen; das Convento stecke voll schöner Mädchen, unter denen der Cura wie ein Sultan lebe. Auf die eingeborenen Priester mag dies oft passen; bei den zahlreichen spanischen Pfarrern, deren Gast ich war, habe ich nicht ein einziges Mal etwas Anstößiges in dieser Beziehung zu sehen bekommen; die Dienerschaft bestand nur aus Männern und vielleicht einem oder zwei alten Weibern.“ Jagor 96.

³ Rath. Kirchenztg., Salzburg 1910, Nr. 14.

⁴ OPhSt 119 f.

⁵ Rizal hatte zuerst bei den Jesuiten in Manila, dann als Mediziner in Paris, Heidelberg und Leipzig studiert, veröffentlichte 1887 in Berlin das Werk *Noli me tangere*, 1891 in Gent II *Filibusterismo*, Schriften, in denen er sich als bittersten Feind der Spanier und der Mönche kundgibt. Blumentritt sagt von ihm in der Biographie Rizals S. 15: „Nicht nur ist Rizal der hervorragendste Mann seines eigenen Volkes, sondern der größte Mann, den die malayische Rasse hervorgebracht hat. Sein Andenken wird nie in seinem Vaterland erlöschen und künftige Generationen der Spanier werden noch lernen,

die niederen Volksschichten unter der Führung Aguinaldos, eines Lehrers in Cavite, erstarkt. Zwar wurde ihr Plan, am 20. August 1896 alle Europäer niederzumeßeln, dem Augustiner P. Mariano Gil in Tondo (Manila) durch ein Weib noch eben früh genug verraten¹, um die Bewohner Manilas zu retten, aber im übrigen Luzon flammte die Empörung empor. Die gefangenen Spanier und Kreolen wurden ohne Pardon hingeschachtet. Gegen 60 Priester sollen dabei getötet, gegen 300 gefangen genommen sein, und die übrigen wurden nach Manila vertrieben². In der Stadt Imus (Prov. Cavite) wurden 13 Rekollekten nach den grausamsten Martern getötet³. Im Norden rückten mehrere tausend Tagalen bis nach Nueva Vizcaya vor, zerstörten zuerst Kirchen und Pfarrhäuser und plünderten dann den Besitz der Eingeborenen⁴. Erst im Dezember 1897 kam es zu einem Friedensschluß, in dem die schwächliche Regierung auf alle Forderungen der Aufständischen einging, Reformen, Pressefreiheit, Ausweisung oder Säkularisation der Orden, Vertretung in den Cortes, Amnestie für alle Insurgenten und überdies noch die Auszahlung von 800 000 Silberdollar versprach⁵. Aber es war zu spät! Schon stand Aguinaldo in Verhandlung mit den Vereinigten Staaten, deren Präsident Mac Kinley die imperialistische Politik der 1896 zur Herrschaft gelangten republikanischen Partei zur Durchführung brachte. Am 23. April 1898 wurde Spanien der Krieg erklärt, am 1. Mai die spanische Philippinen-Flotte zerstört, am 17. Juli Santiago auf Cuba, am 13. August mit der den Ausschlag gebenden Hilfe der Mannschaften Aguinaldos durch Admiral Dewey Manila besetzt, am 10. Dezember im Pariser Frieden der Philippinen-Archipel an die Union für 20 Millionen Dollar abgetreten⁶. Viele Hunderte der spanischen Mönche verließen vor und nach das Land, dessen Bewohner ihr Wirken mit Undank belohnten. Aber auch die Insurgenten, denen Dewey völlige

seinen Namen mit Respekt und Ehrfurcht auszusprechen.“ Tatsächlich wird der Tag seiner Hinrichtung überall auf den Philippinen als Nationalfest gefeiert. Facts about the Philippines, Boston 1901, 19. 27. Vor seiner Hinrichtung ließ er einen Jesuiten zu sich kommen, sagte sich in seinem Testament von der Freimaurerei los, widerrief alles, was er früher gegen die Kirche gesagt und geschrieben und bekannte sich so vor seinem Tode als treuen Katholiken. Die Freimaurer feiern ihn indes heute noch als einen der Ihrigen. Libertas, Manila 1912, 27. 28. 31. Dezember.

¹ Facts about the Philippines 28. Der Geheimbund Aguinaldos nannte sich Katipunan.

² Congressional Record, Washington 1908, Vol. 42, Nr. 64. Diese Angaben entstammen dem Bericht der katholikenfeindlichen Minorität des Committee of Insular Affairs, die ein Interesse daran hatte, die Abneigung der Bevölkerung gegen die Mönche möglichst grell darzustellen; die Zahlen sind also mit Vorsicht aufzunehmen.

³ Für dieses und die folgenden Ereignisse vgl. OPhSt 131 ff. Es ist also unrichtig, wenn es in Facts about the Philippines 14 heißt, die Insurgenten hätten mit wenigen Ausnahmen Grausamkeiten vermieden, um ihre Reputation bei den Westmächten zu wahren.

⁴ MChCPh 1909, 40.

⁵ Facts about the Philippines 31.

⁶ Der Präliminarfrieden war schon am 12. August, also einen Tag vor der Besetzung Manilas abgeschlossen, diese Besetzung selbst also geschah widerrechtlich. DMW 1905 I 608. Beiläufig bemerkt: trat Kaiser Wilhelm II. dem Bemühen des englischen Gesandten Pauncefote, den spanisch-amerikanischen Krieg durch einen Gesamtprotest der Mächte zu verhindern, energisch entgegen. Wirth, Weltgeschichte der Gegenwart, Wien 1910, 104 ff. Zum Schutze der deutschen Landsleute erschien bekanntlich in den kritischen Tagen vor Manila die deutsche Flotte unter Admiral Diederichs.

Unabhängigkeit versprochen hatte, waren bitter enttäuscht¹. Auch die heiß ersehnten Mönchsgüter gingen ihnen nun verloren, denn im Friedensvertrag mit Spanien hatte sich die Union verpflichtet, die Rechte der Privatleute wie der Korporationen anzuerkennen². Im Februar 1899 gab Aguinaldo von neuem das Signal zur Empörung und zwar nunmehr gegen die Yankees. Doch vergebens! Ende 1900 waren die Philippinen und im März 1901 Aguinaldo selbst in den Händen der Amerikaner. Noch manche lokale Aufstände flammten seitdem bald hier, bald dort auf³. War die Empörung gegen Spanien 1896–98 auf die Tagalen in Luzon beschränkt, so wurde jetzt das Streben nach nationaler Unabhängigkeit über das ganze Land verbreitet, und trotz der unleugbaren wirtschaftlichen Fortschritte des Landes unter amerikanischer Herrschaft⁴, trotz des augenfälligen Bestrebens der Amerikaner, die Filipinos in beschleunigtem Tempo auf die unbeschränkte Selbstverwaltung vorzubereiten⁵, erhebt sich der ungefüme Ruf nach sofortiger Gewährung nationaler Unabhängigkeit immer lauter⁶.

¹ Aguinaldo erklärte Malolos (Provinz Bulacan) zur vorläufigen Hauptstadt der „Philippinischen Republik“ und berief den ersten Kongreß zum 15. Sept. dorthin. Etwa 100 Deputierte, ausnahmslos Tagalen, darunter heute noch bekannte Gestalten von Manila wie Pedro Paterno und Gregorio Araneta, versammelten sich in Malolos, und ersterer wurde zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt (OPhSt 232).

² The Insurgent Government of 1898, Boston 1901 (?), 36.

³ Diese Kämpfe haben viele Tausende von Menschenleben und zusammen mit mißlungenen wirtschaftlichen Unternehmungen den Amerikanern viele 100 Millionen Gold-dollar gekostet (DNL 1907 II 793).

⁴ Was die Amerikaner für die Hebung des Landes in wirtschaftlicher Hinsicht, für die Erleichterung des Verkehrs und in sanitärer Beziehung geleistet haben, verdient hohe Anerkennung. Schon im ersten Jahrzehnt bauten sie fast 1300 km Bahnlinien, und gute Landstraßen gibt es jetzt in einer Gesamtlänge von 40000 Meilen (DNL 1908 II 25; 1911 I 96). Vgl. auch das Urteil eines Australiers über den Aufschwung Manilas in The Weekly Times (Manila), 10. Jan. 1913.

⁵ Der Archipel ist in 38 Provinzen geteilt, die von einem Gouverneur, einem Schatzmeister und einem philippinischen Beisitzer verwaltet werden. Gouverneur und Beisitzer werden vom Volk gewählt, die Schatzmeister, von denen vier Fünftel Amerikaner sind, durch die Regierung ernannt. Die Verwaltung der Städte ist zu 99% in Händen von Filipinos (DNL 1912 I 5). Das erste Parlament wurde am 1. Oktober 1907 eröffnet. Von 80 Abgeordneten gehörten 50 zu den nationalistischen Parteien, die sofortige Unabhängigkeit verlangen (DNL 1907 II 794). Der Präsident, ein Lazaristenzögling, führte sein Amt recht würdig (ACM 1911, 105), aber schon 1910 beschloß die Asambleá einen Gesekentwurf, nach welchem alle ausländischen Priester und Nonnen jährlich 1000 Pesos Steuer zahlen sollten. Der Generalgouverneur lehnte natürlich den Entwurf als unvereinbar mit der Verfassung der Vereinigten Staaten ab. Kath. Kirchengtg., Salzburg 1910, Nr. 14. 1912 nahm die Asambleá mit 39 gegen 26 Stimmen ein Ehescheidungs-gesetz an, welches von der Kommission (Oberhaus) abgelehnt wurde (DNL 1912 I 55; II 507).

⁶ Die Filipinos sind, wie die erdrückende Mehrheit der Kenner der Verhältnisse übereinstimmend erklärt, für die Gewährung der völligen Unabhängigkeit noch nicht vorbereitet. Sie sind wirtschaftlich noch zu unselbständig, politisch unreif, so daß die Gefahr einer Oligarchie vorläge, und ermangeln einer einheitlichen Sprache (DNL 1913 I 5). Für die katholische Kirche würde die Herrschaft der Kleinen, aber mächtigen Freidenkerclique die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Sie wäre gleichbedeutend mit fanatischer Kirchenverfolgung und sofortiger Ausweisung aller ausländischen Priester und Ordensleute. Leider fehlt es nicht an Amerikanern, die diese Bestrebungen unterstützen. Der neuernannte Generalgouverneur Harrison, der am 6. Oktober 1913 in Manila eintraf, hat sich entschieden für die baldige Unabhängigkeit der Philippinen erklärt. Er sucht den Filipinos

Man gibt sich also nicht einmal mit der politischen Gleichstellung innerhalb des Staatenverbandes der nordamerikanischen Union zufrieden¹.

So unheilvoll schon die bisher geschilderten Ereignisse für die philippinische Kirche waren, von einem ungleich schlimmeren Schläge wurde sie dadurch getroffen, daß die nationalistische Strömung auch auf kirchlichem Gebiete in ein Schisma ausmündete, das gar bald auch häretischen Charakter annahm und der Kirche ungeheure Verluste bereitete².

Im Januar 1899 wurde der exkommunizierte Priester Gregorio Aglipay, nach einer Privatmitteilung früher Dozent im Priesterseminar zu Bigan, von Aguinaldo zum „kirchlichen Gouverneur“ ernannt. Während er an der Revolution gegen die Spanier nicht beteiligt war, kämpfte er in Nord-Luzon jahrelang mit den Truppen des Katipunan gegen die Amerikaner, söhnte sich aber dann mit dem amerikanischen Gouvernement aus, erschien Ende 1902 in Manila und gründete die Iglesia Catolica Filipina Independiente, als deren obispo maximo er sich bezeichnete³. Anscheinend beschränkte Aglipay seine Absicht anfänglich darauf, ein Schisma herbeizuführen und die philippinische Kirche dem Primat des Papstes zu entziehen. Aber es ging mit seiner Stiftung schnell bergab, und durch verschiedene Irrlehren wurde sie bald zur ausgesprochenen Sekte⁴.

eine noch größere Zahl von Beamtenstellen zu verschaffen und will dem Oberhaus eine philippinische Mehrheit geben (DNL 1913 II 373). „Sind sie eine amerikanische Kolonie, so werden sie alles tun, um freizukommen, und zu diesem Zweck auch gern die dargebotene Hand Japans ergreifen. . . Ein selbständiger Philippinenstaat würde sich voraussichtlich mit Amerika verbünden, dafür aber Front gegen Japan machen. Das ist das Ziel, welches man in Washington im Auge hat.“ Die Philippinen würden dann in ein ähnliches Verhältnis zur Union treten, wie Cuba. Köln. Volksztg. 1913, Nr. 909.

¹ Bis jetzt gelten die Filipinos nicht einmal als gesellschaftlich gleichberechtigt! Eine amerikanische Dame, die den Sohn eines hochstehenden philippinischen Beamten heiratete, wurde von ihren Landsleuten boykottiert und hatte keinen Zutritt mehr zu amerikanischen Familien. Amerikanische Blätter sprechen auch dagegen, daß Amerikaner philippinische Frauen heiraten (DNL 1905 II 997). Die sonst verbreitete Meinung, daß die Filipinos als gesellschaftlich ebenbürtig angesehen werden, ist also anscheinend nicht zutreffend.

² Eine zusammenhängende Darstellung des Aglipanismus existiert bis jetzt nicht. Ich ließ es mir daher besonders angelegen sein, die weit zerstreuten Einzelnachrichten zu einem wenn auch dürftigen, so doch leidlich orientierenden Gesamtbilde zu sammeln.

³ Aglipay wurde 1890 zum Priester geweiht. Er soll gedrängt worden sein, die mit den Amerikanern verbündeten Insurgenten zum Kampfe für die Unabhängigkeit zu begeistern und von dem Zusammengehen mit den Yankee abzubringen. Erst später soll er exkommuniziert worden sein. Congressional Record, Washington 1908, Vol. 42, Nr. 63. OPhSt 311 ff. Nach MChCPh 1910, 260 ließ sich Aglipay von einem anglikanischen Bischof (Brent?) zum Bischof weihen.

⁴ „Nach und nach ist es so weit gekommen, daß sie alles spezifisch Katholische leugnen. So finde ich in ihrem offiziellen Kalender, daß Christus nicht Gott, Maria nicht Gottesmutter sei, daß es Unsinn sei zu sagen, Maria sei Mutter und Jungfrau zugleich. Da aber die Philippiner katholisch bleiben wollen, behalten die Sektierer alles bei, was sich auf äußeren Kult bezieht, wie Prozessionen, Heiligenverehrung (obwohl ihr Kalender auch Heiden aufweist), die Spendung der Sakramente, die Messe.“ Mitteilung von P. Finne-
mann S. V. D.

Den Filipinos, zumal der gebildeteren und wohlhabenden Klasse, war die „unabhängige philippinische Kirche“ sympathisch als Ausdruck nationaler Selbstständigkeit, und die Kreise des Katipunan sahen in ihr ein starkes Bollwerk gegen die Amerikaner¹. Diesen selbst als Protestanten war das Schisma willkommen, um die Macht der katholischen Kirche zu brechen, und die amerikanische Presse, vorab die Missionspresse, stellte sich schützend auf die Seite Aglipays. Die Kirche selbst aber, der seelsorglichen Kräfte beraubt und von dem über seine Religion leider nicht ausreichend unterrichteten Volke wenig geschützt, war zeitweilig wehrlos dem Ansturm der Aglipayaner preisgegeben. So konnte es geschehen, daß ein großer Massenabfall von der Kirche sich vollzog, ohne daß eine sofortige energische Gegenwehr möglich gewesen wäre.

Welchen Umfang der Aglipanismus zur Zeit seiner größten Erfolge gewonnen hat, wird sich vielleicht nie mit Sicherheit feststellen lassen. Die optimistischen Angaben, die von Aglipay selbst und seinen protestantischen Freunden kolportiert wurden, bewegten sich zwischen fünf bis drei Millionen. Die letztere Zahl wird auch von dem protestantischen Bischof Brent und Henry Parker Wilson, einem amerikanischen Professor, als der Wahrheit am nächsten kommend bezeichnet². Katholischerseits bezifferte der amerikanische Bischof Hendrik von Cebu auf Grund von bestimmten Einzelangaben die Aglipayaner am 5. März 1908 insgesamt auf 174175, von denen auf die (alte) Diözese Cebu 11175, auf Nueva Taceres 8000, auf Jaro 50000, auf Manila 70000, auf Nueva Segovia 35000 entfallen³. Wenn in diese Zahlen nur die entschiedenen Vertreter des Aglipanismus, nicht aber die vielen Filipinos vorab aus den niederen Volksschichten einbegriffen sind, die nur aus Furcht vor den Gewalttaten der Aglipayaner sich zu dieser Sekte bekennen oder doch nicht offen zur römisch-katholischen Kirche zu halten wagen, dann mögen sie zutreffend sein. Die Zahl der furchtsamen Mitläufer ist indes größer, soll aber nach den Schätzungen der katholischen Missionare nicht über eine Million betragen⁴. Schon aus der einen, von den Millhiller Missionaren verbürgten Tatsache, daß die Mehrzahl der Einwohner von Negros (240000)⁵ sich zum Aglipanismus bekennt, ist mit Gewißheit zu entnehmen, daß die Zahlenangaben von Bischof Hendrik im obigen Sinne aufzufassen sind⁶.

¹ „Das einzige, was die Sekte noch am Leben erhält, ist die feindselige Stimmung gegen die Weißen“ (JM 1912, 29).

² Congressional Record, Washington 1908, Vol. 42, Nr. 69 u. 70.

³ Bischof Hendrik gibt für sein Bistum Cebu im einzelnen noch folgende Zahlen an. Aglipayaner auf Cebu (Insel) 1000, Leyte 100, Bohol 75, Nord-Mindanao 10000, Siquihor 0, Samar 0. In Manila seien früher 100000, in Jaro 75000, in Wigan (Nueva Segovia) 80000 Aglipayaner gewesen, ihre Zahl sei aber schon auf die oben genannten Ziffern reduziert. Congressional Record 1908, Vol. 42, Nr. 66. In den drei letztgenannten Bistümern scheint also jedenfalls der Aglipanismus am stärksten vertreten zu sein.

⁴ StM 1912, 185.

⁵ EAF 106.

⁶ Auf Panay (Diöz. Jaro) waren in einem Bezirk der Provinz Iloilo und in fünf Bezirken von Antique mit zusammen 88900 Einwohnern nach der Aufstellung der

Übrigens scheint, wenn auch die Sekte unter dem Einfluß der neu eingerückten katholischen Missionskräfte sichtlich an Boden verliert, die Unselbständigkeit des philippinischen Volkes einer definitiven Entscheidung für oder gegen die katholische Mutterkirche einstweilen noch hemmend im Wege zu stehen. P. Gföller S. S. J. berichtet das Wort eines amerikanischen Offiziers: „Ist der Bürgermeister katholisch, so ist es auch die ganze Stadt; folgt ihm das nächste Jahr ein Aglipayaner im Amt, dann geht alles in die aglipayanische Kirche“ und fügt bestätigend bei: Der Philippiner ergreift dort Partei, wo Macht, Ansehen, Verwandtschaft sind. Natürlich kommt dies auch dem Katholizismus zugute. In einzelnen Fällen hat ein mutiger Mann, ja häufiger noch eine einzige entschlossene Frau ihrer ganzen Stadt den katholischen Glauben erhalten¹.

Die Aglipayaner suchen in richtiger Erkenntnis dieses Umstandes durch ein unaufhörliches Kesseltreiben gegen die katholische Kirche in der Presse² und rücksichtslose Gewaltanwendung ihre Stellung zu erhalten. „Mancherorts sind die Ortsbehörden nebst den Friedensrichtern aglipayanisch, und nicht selten müssen die Missionare gegen sie die Hilfe der höheren Polizeibehörde und des Polizeigerichts anrufen³. Von allen Arbeitsfeldern der neu eingetretenen Kongregationen kommen Berichte, daß die Aglipayaner vor Brandstiftungen in katholischen Kirchen und Pfarrhäusern, Mißhandlungen von Priestern und ihren Gehilfen, ja selbst vor Mordtaten nicht zurückschrecken⁴. Diese lästige und hemmende Begebenheit illustriert P. Drescher S. V. D. an einem Vorfall in La Paz (Abra): „Es hat sich hier ein aglipayanisches Komitee gebildet, das gegen uns hegt und arbeitet. Manchmal konnten wir kaum für Geld Zugtiere bekommen, um die Sachen hierher zu befördern. Wie fanatisch die jungen Leute sind, sieht man daraus, daß selbst solche uns Schwie-

Millhiller die Aglipayaner in der Mehrheit und in drei dieser Pfarreien die Katholiken in verschwindend kleiner Zahl (JM 1911, 149). Das ergäbe also für die Inseln Panay und Negros allein 200—240 000 Aglipayaner. Für die Diözesen Manila und Bigan in ihrem früheren Umfange wird man kaum weniger ansetzen dürfen, was insgesamt schon 720 000 Seelen ergäbe. Setzt man dazu noch die entsprechenden erhöhten Zahlen von Mindanao und den anderen Inseln ein, so wird die Schätzung von nahezu einer Million Aglipayaner als ziemlich wahrscheinlich gelten können. — Andererseits waren 1910 nach der Millhiller Statistik in Moilo 5, in Antique 2 Bezirke mit 44 300 Seelen ganz oder überwiegend katholisch. Die Katholiken befanden sich also auf Panay und Negros in der Minderheit. ¹ JM 1909, 73.

² „Die aglipayanische Presse ist unerschöpflich, die abgeschmacktesten und gehässigsten Lügen gegen uns auszustreuen. Ihre Leistungen in dieser Beziehung sind unglaublich; leider werden dadurch nicht wenige im Irrtum zurückgehalten.“ Mitteilung von P. Finemann S. V. D. ³ JM 1908, 72 ff.

⁴ StM 1913, 190; JM 1909, 106. In San Juan (Abra), einer Station der Steyler Missionare, wurde am 18. Okt. 1912 Ildelfonso Valencia, früher Präsident des aglipayanischen Komitees, nach seiner Bekehrung der eifrigste Apostel der Kirche, bei einer Prozession von Aglipayanern getötet (StM 1913, 105). In der Nachbarprovinz Nueva Vizcaya wurden vier Scheutvelder Missionare von Aglipayanern gefangen und erst auf das Eingreifen eines amerikanischen Beamten wieder in Freiheit gesetzt (MChCPH 1910, 247).

rigkeiten machen, deren kranke Angehörige ich nachts behandelt hatte. So eben kehre ich von einem Ritt in zwei Nachbardörfer zurück, wo ich Bambus für einen Kirchenbau zu kaufen gedachte. Der Ritt war so gut wie erfolglos. Anderen Leuten wird massenhaft verkauft; für uns hat man nur Spott und verachtendes Stehenlassen¹.

Natürlich ist das gewalttätige Vorgehen der Aglipayaner nicht geeignet, ihnen die Achtung des besonneneren Teils der Bevölkerung zu gewinnen, und noch mehr leidet ihr Ansehen unter der Ignoranz und moralischen Minderwertigkeit ihres „Klerus“. Dieser bildet in der Tat ihren schwächsten, angreifbarsten Punkt. Schon 1908 standen Aglipayan 250 „Priester“, darunter eine kleine Zahl abgefallener philippinischer Priester und ein apostasierter Mönch, und 20 „Bischöfe“ zur Seite². Nach einer anderen Angabe soll er sich gar einer Schar von 62 bischöflicher Mitarbeiter erfreuen³. Die klerikale Erziehung vollzieht sich sehr summarisch. Ein Kandidat, der 100 Pesos erlegen kann, wird nach einer „Studienzeit“ von 2–3 Monaten „geweiht“ und hat in dieser Frist die Nachäffung der katholischen Zeremonien leidlich gelernt⁴. Manche dieser Geistlichen sind dem Trunk, Spiel und anderen Passionen ergeben und machen ihre Stellung auf die Dauer unhaltbar.

Die anfänglich günstige Stellungnahme der amerikanischen Regierung gegenüber dem Aglipanismus ist denn auch allmählich der Einsicht gewichen, daß man es nicht mit einer wahrhaft religiösen, sondern mit einer revolutionär nativistischen Bewegung zu tun hat, die sich letzten Endes gegen die Amerikaner selbst wendet. Die amerikanischen Beamten haben darum je länger, desto nachdrücklicher die katholischen Missionare vor der Vergewaltigung durch die Aglipayaner beschützt. Ein besonders schwerer Schlag traf die Sekte durch die Entscheidung des obersten Gerichtshofes zu Manila (1908?), daß die philippinischen Kirchengüter Eigentum der katholischen Kirche und dieser von den Aglipayanern zurückzuerstatten seien. Doch erfolgte die Zurücknahme der beschlagnahmten Kirchengüter nicht ohne große Mühen. Die Millhillier Patres mußten in ihrem Gebiet von Ort zu Ort gehen, um Kirche und Pfarrhaus wieder in Besitz zu nehmen⁵.

So ist die Kirche, die ihre Position inzwischen nicht entsprechend, aber doch schon ganz merklich verstärkt hat, wieder in kräftigem Vormarsch begriffen. In der Stadt Jaro, um nur einige Beispiele zu nennen, gelang es schon dem 1907 verschiedenen Bischof Rooper in seiner kurzen Amtszeit

¹ Privatmitteilung von P. Drescher S. V. D.

² Congressional Record 1908, Vol. 42, Nr. 64.

³ JM 1911, 62.

⁴ JM 1907, 93. Kath. Kirchenztg., Salzburg 1910, Nr. 14. Nach der letzteren Quelle kommt es vor, daß ein solcher „Pfarrer“ bei seiner Messe das Missale umgekehrt hält und erst vom Sakristan aufmerksam gemacht werden muß, daß die Buchstaben sich besser lesen lassen, wenn sie nicht auf dem Kopf stehen.

⁵ Alles andere bewegliche und unbewegliche Kirchengut blieb aber noch größtenteils in Händen der Sektierer. Strengt man gegen sie einen Prozeß an, dann ist es schwer, Zeugen zu finden, die den Mut haben, auch vor Gericht in Gegenwart der Aglipayaner ihre außergerichtlichen Aussagen aufrecht zu halten. JM 1909, 70 ff.

(1903 – 1907), den Aglipayanismus völlig zu überwinden¹. Auf ihren ersten Stationen erreichten die Millhiller Patres, allerdings erst nach schwerem Wettkampf, den Abzug des aglipayanischen Geistlichen und die Bekehrung vieler Familien². In Bambang und Solano (Nueva Vizcaya) führten die Scheutwelder Missionare, obwohl ihnen der aglipayanische Pfarrer sieberhaft entgegenwirkte und nicht mehr, wie früher, dem Trunk und dem Tanze huldigte, fast die Hälfte der Bewohner zurück, dank namentlich der Tätigkeit eines bis zur Erschöpfung arbeitenden Eingeborenen³. In La Paz setzte P. Drescher S. V. D. in zehn Monaten den Wiederanschluß der Hälfte der Gemeinde an die Kirche durch, und bald darauf verließ der aglipayanische Pastor seine Herde⁴. Diese Einzelfälle zeigen, daß P. Sager S. S. J. nicht zu optimistisch urteilt, wenn er schreibt: „Die Philippinen werden wieder ganz katholisch werden, wenn nur das Volk gute, tüchtige Priester in hinreichender Anzahl erhält, besonders gute einheimische Priester. . . Es wird lange dauern, eine ganze Pfarrei zu gewinnen, da eben der Leute zu viele sind und daher in kurzer Zeit ein einziger Priester beinahe unmöglich mehr bewältigen kann. In den Gebieten, die nur selten oder gar keinen Priester zu Gesicht bekommen, werden mit der Zeit alle Aglipayaner werden oder sich als religionslos erklären“⁵.

Das Fazit der nativistischen Bewegung auf kirchlichem Gebiet ist:

- 1) Eine neue Sekte und ein großer Massenabfall.
- 2) Zerstörung zahlreicher Kirchen und sonstiger kirchlicher Gebäude. Vertreibung eines großen Teils der spanischen Mönche und damit der Seelsorger aus vielen Pfarreien. Manche Gemeinden entbehren heute noch – seit 1896 oder 1898! – der Seelenhirten. Infolgedessen
- 3) weit verbreitete religiöse Unwissenheit und Gleichgültigkeit;
- 4) zeitweiliger Rückgang und Stillstand der Tätigkeit unter den Heiden.

2. Die Folgen der amerikanischen Okkupation.

Die Stellungnahme der amerikanischen Behörden gegenüber der katholischen Kirche war in den ersten Jahren nicht nur unfreundlich, sondern direkt feindselig. Ein amerikanisches Blatt bezeichnete damals die Zerstörung des Einflusses der Kirche um jeden Preis als den Hauptpunkt des amerikanischen Programms. Kirchen und Altäre seien geschändet, Priester und Mönche verfolgt und mißhandelt, die freie Ausübung der bischöflichen Jurisdiktion gehindert⁶. Mit der Neuordnung des gesamten Schulwesens betraute man 1901 ausgerechnet einen protestantischen Prediger Dr. Atkinson, der natürlich möglichst viele seiner Amtsgenossen in die einflußreiche Schulkarriere zog. Leiter der Stadtschule in Manila wurde der Prediger Stone, des Lehrerseminars Rev. Bryan, ein fanatischer Katholikenhasser, von 10 Kreischulinspektoren waren 7 Protestanten und von diesen die Mehrzahl Prediger⁷.

¹ SJA 1907, 83.

² JM 1907, 27.

³ MChCPh 1909, 117.

⁴ StM 1912, 185.

⁵ Kath. Kirchengtg., Salzburg 1910, Nr. 14.

⁶ RM 1903, 66 nach Messenger 1902, 211.

⁷ RM 1902, 278.

Diese Protestantisierungspolitik rief eine energische Protestaktion der Katholiken in den Vereinigten Staaten wach. Zugleich dämmerte der Regierung allmählich die Erkenntnis auf, daß es eine unbeschreibliche Torheit war, die treueste und einflußreichste Vertreterin der Autorität unter den für die Amerikaner politisch ohnehin so schwierigen Verhältnissen zu schwächen¹, und als auch der Hl. Stuhl sich bereit zeigte, die vakant gewordenen Bischofsitze mit amerikanischen Bischöfen zu besetzen, lenkte die Regierung allmählich ein. Im Juni 1902 wurden Verhandlungen zwischen dem Hl. Stuhl und der staatlichen Philippinenkommission eröffnet, am 17. September 1902 erließ Papst Leo XIII. die Bulle *Quae mari sinico*, in welcher die Richtlinien der kirchlichen Neuordnung gezogen wurden².

Nach überaus langwierigen Verhandlungen wurde der Kirche für den Gebrauch und die Schädigung kirchlicher Anstalten durch amerikanische Soldaten während der Aufstandsbewegung eine Entschädigung gezahlt. Seitens der Kirche waren 2442963 Dollar gefordert, die Untersuchungskommission setzte jedoch die nach ihrer Ansicht unzweifelhaften Ansprüche auf 363030 Dollar herab³.

In der Besitztitelstreitfrage zwischen der Kirche und der Regierung wurden der Kirche die Hospitäler San José, San Juan de Dios sowie die Kollegien Santa Isabela und San José in Manila und das Hospital San José in Cavite im Gesamtwert von 4 Millionen Pesos zugesprochen. Außerdem wurde die spanisch-philippinische Bank, die hauptsächlich mit Kapital der Kirche ausgestattet sein soll, mit einigen Privilegien bedacht. Die Regierung erhielt die Liegenschaften von Santa Potenciana und das Hospital San Lazaro im Wert von 2 Millionen Pesos⁴.

Die Frage der Klostersgüter wurde so geregelt, daß die Regierung selbst 403000 Acres für $7\frac{1}{4}$ Millionen Dollar ankauft. Es gelang dem Apostolischen Delegaten Guidi durchzusetzen, daß die spanischen Ordensleute, soweit sie sich noch auf den Philippinen befanden, nicht weiter behelligt wurden, doch sollten in die entstandenen Lücken Ordensleute anderer Nationalität einziehen⁵. Indes wurde auch diese letztere Bestimmung dahin gemildert, daß

¹ „Die kirchlichen Autoritäten, wie sie gegenwärtig bestellt sind, sind unsere Freunde und Helfer in der Herstellung und Bewahrung von Gesetz und Ordnung auf diesen Inseln, und sie sind die Stützen der Autorität der Vereinigten Staaten“, äußerte die staatliche Entschädigungskommission in ihrem amtlichen Bericht. Calendar, Nr. 417, Senate, Washington 1908, 48.

² RM 1902, 184. 279; 1903, 65. 90. 263.

³ Calendar, Nr. 417, Senate, Washington 1908, 3. In diesem Report sind alle Ansprüche im einzelnen aufgezählt. Es figurieren dort S. 19 u. a. acht Pfarreien des später von den Steyler Missionaren besetzten Distriktes Abra mit 6015 Pesos zugestandener Entschädigung. — Nach ACM sollen an Entschädigung 800000 Dollar — vermutlich mexikanische, also à zwei Mark — ausgezahlt sein; nach RM 1911, 71 zwei Millionen Mark.

⁴ DAL 1907 II 431.

⁵ RM 1904, 185; 1905, 243. Während man früher nicht genug über die „riesigen“ Reichtümer der Mönche schmähen konnte, kam die Regierung bei der Verpachtung der Ländereien kaum auf ihre Kosten. Als der Kongreß zu Washington die Bestimmung

spanische Ordensleute nur dort angestellt würden, wo die Bevölkerung ihre Tätigkeit selbst wünschte. Allerdings haben die Rechtstitel auf die Pfarreien eine Änderung erfahren, weshalb der eine Pfarrei versehende Ordensmann als parroco-misionero bezeichnet wird¹.

So war der Friede wiederhergestellt, und die amerikanische Regierung, die sich unter der Amtsperiode des Gouverneurs Taft auf eine kirchenfreundlichere Politik besonnen hatte, verfehlte nicht, nunmehr auch öffentlich ihre Achtung vor den Vertretern der Kirche kundzugeben. Als Erzbischof Hartz von Manila 1907 von den Vereinigten Staaten zurückkehrte, erschienen bei seinem Empfange der Gouverneur, die Behörden und der Klerus. Die Schiffe im Hafen hatten über die Toppen geslaggt, 18 mit Flaggen und Guirlanden geschmückte Dampfboote empfingen den Prälaten bei seinem Eintreffen in der Bai von Manila². Gern bedient sich die Regierung auch der Mitwirkung der Missionare zur Förderung der allgemeinen Interessen. Den Leitern des Jesuiten-Observatoriums in Manila gab sie eine Subvention von 50 000 Goldgulden, stellte sie an die Spitze des philippinischen Wetteramtes und übertrug ihnen damit die Oberleitung der 70 über den Archipel zerstreuten Wetterwarten³. P. Menken M. S. C. erzählt launig, wie er von dem Kommandanten von Surigao ersucht wurde, eine Jagd auf die überhand nehmenden Schweine in seiner Pfarrei abzuhalten. Derselbe Pater, wie auch einer seiner Konfratres wurden mit der Leitung der öffentlichen Gesundheitspflege in der Provinz Surigao betraut⁴.

Trotz der erfreulicheren Gestaltung der kirchenpolitischen Lage darf indes nicht verkannt werden, daß die amerikanische Herrschaft auch heute noch die unheilbringendsten Folgen für Kirche nach sich zieht. Dahin ist zunächst zu rechnen die Trennung zwischen Kirche und Staat, die natürlich gemäß der Verfassung der Vereinigten Staaten auch in den Philippinen unverzüglich durchgeführt wurde. Bis dahin wurden die Kosten des gesamten kirchlichen Betriebes⁵ durch Vermittlung der spanischen Behörden auf-

erließ, daß Erwerbsgesellschaften nicht mehr als 2500 Acres von staatlichen Domänen erwerben dürften, befürwortete die Philippinenkommission, man solle ihnen ruhig 25 000 Acres einräumen, dann bliebe noch mehr Land übrig, als die Filipinos in Hunderten von Jahren bearbeiten könnten (OAL 1907 I 324). Damit vergleiche man die Hege gegen die Ordensleute, daß ihr Landbesitz der Entwicklung der Philippinen im Wege stand! Wohl selten ist die infame Verlogenheit einer kirchenfeindlichen Interessenpolitik schneller und deutlicher dokumentiert worden.

¹ RM 1911, 71. Groeteken, Die Missionsarbeit der Franziskaner in der Gegenwart, Trier 1910, 60. Daß die Ausländer nur noch als Hilfsgeistliche der einheimischen Pfarrer angesehen werden (RM 1911, 71), erscheint mir zweifelhaft, da zahlreiche Pfarreien ausschließlich von Ausländern, Spaniern und andere, versehen werden.

² OAL 1907 II 298. Der Missionary Intelligencer (1912, 262), das Organ der Campbelliten, empfand es schmerzlich, daß der verstorbene Apostol. Delegat Agius den Konsuln der Großmächte gleichgeachtet und geehrt wurde.

³ RM 1905, 243.

⁴ Monatshefte 1913, 169. AOLV 1912, 185.

⁵ Es erhielten der Erzbischof von Manila 12 000, die anderen Bischöfe 6 000, die Pfarrer je nach ihren Rangstufen 500, 600, 800, 900, 1200, die Kapläne 200 Dollar,

gebracht¹ und zwar zum Teil in einer Weise, die Bedenken erregen muß². Diese staatliche Hilfe hörte mit der amerikanischen Okkupation ganz unvermittelt auf, und die Kirche war mit einem Schlage auf sich selbst und den guten Willen ihrer Mitglieder angewiesen. Mußte eine so plötzliche Änderung schon bei sonst geordneten kirchlichen Zuständen eine schwere Krise für die Kirche nach sich ziehen — vgl. Brasilien! —, so trafen jetzt durch die feindliche Agitation und die Gewaltakte der Aglipay-Sekte einerseits, durch die Entfernung eines Teils der spanischen Mönche und ihres in Geld umgewandelten Besitzes vom Archipel andererseits alle Umstände so ungünstig zusammen, daß die schwierige Lage der Kirche in denkbar schlimmster Weise verschärft wurde.

Noch weit verhängnisvoller jedoch für die Zukunft des Katholizismus auf den Philippinen wirkt der von den Amerikanern eingeführte religions-

während die Pfarrer der neueren Missionsgemeinden mit 600, der Heidenmissionen mit 800, ihre Kapläne mit 400 Dollar unterhalten wurden. 1896 zählte man 536 Pfarreien (OPhSt 299 s.).

¹ Natürlich nicht in der Weise, daß die Behörden, bzw. die spanische Krone, ganz unrentable Opfer für die Kirche gebracht hätten. Die Mittel wurden in der einen oder anderen Form durch Steuern oder (in älterer Zeit) aus sonstigen Staatseinnahmen aufgebracht. Nach Weltbott, Nr. 122, 108 wurden um 1711 jährlich 100 000 Taler von Mexiko nach Manila geschickt und größtenteils für kirchliche Zwecke verwendet, aber nach einer anderen Mitteilung des Weltbott (Nr. 12, 37) brachte allein der von Manila aus nach Mexiko vermittelte Export von Ostasien großen Gewinn ein. Nach Weltbott Nr. 31, 97 f. brachten zwei Silbergallionen aus Westindien dem König allein über drei Millionen Reichstaler ein, und die erste dieser Gallionen beförderte insgesamt 21 Millionen nach Spanien! Bedenkt man, welche ungeheure Dienste gerade der spanischen Herrschaft durch die Missionare in beiden Indien geleistet wurden und wie sehr die billige Arbeitsweise der Mönche das Kolonialbudget entlastete, dann erhellt, daß Spanien auf diese Weise ein sehr rentables Geschäft gemacht hat. Vgl. Freytag S. V. D., Spanische Missionspolitik im Entdeckungszeitalter, ZM 1913, 20, Anm. 3. Auf den Philippinen wurde nach Scherzer (Reise der Novara I 609) eine Kopfsteuer von fünf Realen für staatliche, von drei für kirchliche, von einem Real für Gemeindezwecke erhoben (8 Realen = 1 Duro = 2,10 österreichische Gulden).

² Nach Jagor (Reise auf den Philippinen 108) wurde die Kreuzzugsbulle (Bulla Cruciatæ, Cruzada), die bekanntlich ihren Besitzern reiche Ablässe, Befreiung von Fasten und Abstinenz usw. verlieh, bis 1851 von den Pfarrern, seit 1851 aber im Estanco (Trasfil) zugleich mit anderen staatlich monopolisierten Artikeln: Tabak, Branntwein, Lotterielosen, Stempelpapier usw. jedoch „unter Mithilfe der Pfarrer“ verkauft. In Anmerkung zitiert Jagor dann folgende Stelle: „Die Kirchenprälaten sollen ihren Untergebenen ausdrücklich vorschreiben, den Indiern häufig zu predigen und sie zu überreden . . . daß es Pflicht der Gerechtigkeit und des Gewissens sei, ihren Tribut zu zahlen und daß sie eine Fülle von Ablässen gewinnen, indem sie die hl. Kreuzbulle kaufen.“ Leg. ult. I, 266, § 90. Die übrigen Bemerkungen Jagors über die Ablässe beruhen auf Mißverständnis. Die Privilegien der Kreuzzugsbulle wurden ursprünglich denen erteilt, die am Kreuzzuge teilnahmen oder die Kreuzzüge finanziell unterstützten, später wurden ihre Erträge als eine Art Kirchensteuer — ca. 3 Millionen Pesetas — der spanischen Krone für deren kirchliche Ausgaben überlassen. Eine sachliche Würdigung der Idee der Bulle siehe Kirchenlexikon II 1472 f. Abgesehen von dem oben bezeichneten Mißbrauch in der praktischen Ausführung bleibt es eine peinliche Sache, daß die Gläubigen einzelner Länder sich die Dispens von solchen Kirchengeboten erkaufen können, die in anderen Ländern, wo weit höhere Kirchensteuern eingetrieben werden, sub gravi verpflichten.

lose Charakter der Staatschule. In der Union selbst erscheint die religionslose Schule wegen der zahllosen Sekten nicht gerechtfertigt, aber doch verständlich. Auf den Philippinen aber, die in religiöser Hinsicht eine ungleich einheitlichere Gestaltung aufweisen als Deutschland, bedeutet sie eine schreiende Vergewaltigung der katholischen Bevölkerung und einen unerträglichen Affront gegen die katholische Kirche. Ein katholischer Missionar ist geneigt anzunehmen, daß die Regierung in Washington an sich verständig genug gewesen sei, um den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Leider war es Generalgouverneur Schmitt, bisher der einzige, im übrigen kirchlich gesinnte Katholik auf diesem Posten, der in törichter Verblendung und Prinzipienreiterei die religionslose Staatschule in das katholische Land brachte!¹ Allerdings ist man der Kirche wenigstens insoweit entgegengekommen, daß dreimal in der Woche am Schluß des übrigen Unterrichtes — also wenn die Kinder sich ermüdet nach Abspannung sehnen! — Religionsunterricht erteilt werden darf². Doch steht es den Kindern frei, nach Belieben fortzugehen, und stellenweise machen die meisten gern Gebrauch von ihrer Freiheit³. Die übeln Folgen der unglücklichen Regierungsmaßnahme sind dieselben wie in den Vereinigten Staaten, da viele der amerikanischen Lehrer der Landessprache nicht mächtig sind und darum selbst bei gutem Willen erzieherisch kaum einwirken können⁴. Dazu herrscht anscheinend mancherorts das System der Koedukation. Dann sind Knaben und Mädchen im Alter von 8–25 Jahren in einem Schulzimmer beisammen, nicht getrennt nach Alter und Geschlecht⁵.

So wächst in diesen Schulen eine glaubens- und sittenlose Jugend heran, die der Religion entfremdet, ja durch manche Lehrer mit Verachtung und Abneigung gegen die Kirche erfüllt ist. Was dies zu bedeuten hat, läßt sich aus dem Umfang ermesen, den das Staatsschulwesen bereits genommen hat. 1909 zählte man 4194 staatliche Volks- und Mittelschulen mit insgesamt 570 502 Schulbesuchern, für deren Unterweisung 825 Amerikaner (darunter 255 Lehrerinnen) und 7949 Einheimische (darunter 2570 Lehrerinnen) angestellt waren⁶. In der religionslosen Staatschule ist dem Katholizismus auf den Philippinen eine Gefahr erwachsen, die seine Existenz aufs ernstlichste bedroht. Um den Beschwerden der Katholiken über die Propagandatätigkeit der protestantischen Lehrer in und außer der Schule einigermaßen Rechnung zu tragen, verbot um 1911 freilich die Regierung den staatlichen Lehrern, Religionsunterricht zu geben oder im eignen Hause Bibelstunden zu halten. Unter dem Druck der protestantischen Presse und

¹ AOLV 1913, 131. Nach den RM 1903, 258 ist der Name des Gouverneurs Smith.

² JM 1912, 78.

³ In Tayum blieben zeitweilig nur etwa 15 Kinder im Unterricht. Mitteilung von P. Jinnemann S. V. D.

⁴ Das Englische ist in den philippinischen Volksschulen nicht nur obligatorisch als Unterrichtsfach, sondern auch Unterrichtssprache. Report of the Commissioner of Education, Washington 1910, 297.

⁵ Kathol. Kirchengtg., Salzburg 1913, Nr. 14.

⁶ Report of the Commissioner of Education, Washington 1910, vol. I, 292. 295.

der Missionskreise wurde aber diese letztere Einschränkung schon bald wieder aufgehoben, so daß der Protestantismus jetzt wieder in der Lage ist, in den einflußreichen staatlich besoldeten Lehrern sich kostenlos eine regsame Werbetruppe zur Protestantisierung der katholischen Kinder zu schaffen¹. Die amerikanischen Missionsblätter wissen darum auch den „erziehlischen“ Einfluß ihrer Staatschule nicht genug zu erheben². Anders urteilen Beobachter, die in der Lage waren, die Früchte der spanischen und der amerikanischen Erziehungsmethode miteinander zu vergleichen³. In einem Aufsatz des Ostasiatischen Lloyd über „Amerikanische Erziehungsarbeit auf den Philippinen“, der augenscheinlich einen Nichtkatholiken zum Verfasser hat, heißt es:

„Um gleich das Gute zu betonen, die impulsive, erfrischende, tatkräftige Art des Amerikaners hat bei vielen ihre Spuren zurückgelassen; die Leute sind unternehmerischer, praktischer, gewandter geworden und sehen hell und aufmerksam ins Leben. Aber das ethische Moment ist vernachlässigt worden, die guten Sitten verschwinden, und das Gift der modernen amerikanischen Auffassung von der „Freiheit des Kindes“ ist schon hier und da in die philippinischen Kreise eingedrungen. Es sind Fälle vorgekommen, daß Väter, die ihren Kindern eine Ohrfeige gegeben hatten, von diesen

¹ MRW 1911, 482; 1912, 481. Der heftige Widerstand der protestantischen Presse gegen die Einschränkung der Propagandatätigkeit der Lehrer ist ein augenfälliger Beweis für die Bedeutung, die sie dieser Propaganda beilegt.

² Um den Standpunkt dieser Männer zu verstehen und ihnen ganz gerecht zu werden, muß man sich vor Augen halten, daß ihr Ideal die konsequenteste Durchführung des demokratischen Prinzips ist, auf dem sich ja das ganze amerikanische Staatswesen aufbaut. Der anglikanische Bischof Brent erklärt in einem Vortrage über die Unabhängigkeit der Philippinen die Freiheit als die Summe der größten Segnungen im Leben eines amerikanischen Bürgers und führt in einem anderen Vortrage die Idee der Demokratie auf das biblische Prinzip zurück, daß man seinen Nächsten lieben soll wie sich selbst. „Selbstachtung und gleiche Achtung vor dem Nächsten ist der letzte Grund aller demokratischen Institutionen“ (The Weekly Times, Manila 1912). Die praktischen Konsequenzen zieht Rev. Kershner (MI 1912, 261): „Der amerikanische Geist ist das revolutionärste Ding, das je in dem Orient Eingang fand.“ Die chinesische Revolution wird mit vollem Recht auf amerikanische Einflüsse und Ideen zurückgeführt. „Unsere kolonialen Methoden sind so revolutionär, wie unser Geist. Die Idee, daß jeder Mensch (wirklich ein ebenbürtiger) Mensch ist und, gleichviel ob Chinese, Filipino oder ein anderer, als solcher anzusehen ist, war nie zuvor geträumt worden; und viele sind der Skeptiker, die einen Fehlschlag prophezeien, wenn wir die Orientalen in dieser Weise behandeln. Die Massen jedoch sind tief davon ergriffen. Sie glauben, daß das, was diese Idee unter den Völkern des Westens gewirkt hat, auch unter denen des Ostens gewirkt werden wird. Amerika ist ihr Ideal: eine Nation, der nichts unmöglich ist.“ Die unvermittelte, durch pädagogische Rücksichtnahme nicht behinderte Durchführung dieser Ideen erklärt hinreichend die Mißerfolge der Staatschulen, wie sie im folgenden geschildert werden.

³ Nicht ganz mit Unrecht sagt Albrecht Wirth (Weltgeschichte der Gegenwart, Wien 1910, 107): „Die Yankee gingen davon aus, die Gleichheit aller Menschen zu lehren und einen Idealstaat voll friedlichen, selbstzufriedenen Glücks anzustreben. Sie enden mit der Überzeugung von der unverbesserlichen Ungleichheit der Menschen und mit einer gewalttätigen Erobererpolitik.“ Die Behandlung der Neger und Chinesen in den Vereinigten Staaten selbst beleuchtet grell den Unterschied zwischen der amerikanischen Theorie und Praxis. Vgl. auch den lezenswerten Artikel von Martin Spahn, Was ist Demokratie? Hochland, Oktober 1913, 68 ff.

verklagt und vom Richter zu einer Geldstrafe verurteilt worden sind¹. Aber das sind Ausnahmen; im allgemeinen hat sich das schöne patriarchalische Verhältnis von Eltern zu Kindern und von Kindern zu Eltern, das früher unter den Eingeborenen galt, erhalten . . . Während die Amerikaner an dem Verhältnis der Philippinen zueinander nicht viel haben ändern können, ist die Stellung des Philippiners zum Weißen ganz anders geworden. Was den Philippiner sonst zu einem angenehmen Begleiter machte, die Höflichkeit, ist in der jüngern Generation, die amerikanische Erziehung hat, kaum noch anzutreffen. Da findet man gar zu viele, die dreist, unbescheiden und wenig liebenswürdig sind . . . so wird jeder gern zugeben, daß in materieller Beziehung von den Amerikanern alles getan wird, Land und Leute auf eine höhere Stufe zu heben, ein frisches Leben pulsiert in allen Adern des philippinischen Nationalkörpers. Dagegen ist in ideeller Beziehung ein empfindlicher Rückschritt fühlbar. Es ist auch nicht zu erwarten, daß ein veredelnder Einfluß von den Amerikanern ausgeht, die selbst ein junges, aufstrebendes, noch in Gärung befindliches Völkerverchaos ohne die Reife und geistige Durchbildung eines alten europäischen Kulturvolks, wie der Spanier, darstellen"².

Eine weitere für den Katholizismus gleichfalls bedrohliche Folge der amerikanischen Invasion ist das Eindringen der protestantischen Mission. „Soviel muß anerkannt werden," schrieb Gustav Spieß i. J. 1863, „daß das Volk sich bei der Religion, die es angenommen hat, glücklich fühlt, daß sie seinen Bedürfnissen und seinen Neigungen angepaßt erscheint, so daß jeder es für ein Unglück betrachten müßte, wenn durch Hinzutreten protestantischer Missionen der Friede von diesen glücklichen Inseln verschleucht würde"³. Die protestantischen Missionskreise in Amerika waren anderer Ansicht, obwohl man sonst auf protestantischer Seite sich schon sehr empfindlich zeigt, wenn die katholische Mission sich auf einem Missionsfelde auch nur einige Jahre oder Jahrzehnte später als die protestantische einführt. 1901, als sich die amerikanische Herrschaft einigermaßen befestigt hatte, wurde allen Missionen freier Zutritt gewährt, und nun zogen schleunigst die Sendboten von acht, nach einer anderen Angabe zehn amerikanischen Missionsgesellschaften ins Land⁴. Außerdem wurden auch die Christlichen Vereine junger Männer eingeführt, die nach Absicht des Generalgouverneurs Forbes Mitglieder aus allen Konfessionen an sich ziehen sollten⁵. Die Baptisten, Kongregationalisten, Methodisten, Episkopalisten, Presbyterianer und Campbelliten bildeten eine Evangelical Union und verteilten die zu bearbeitenden Distrikte unter sich, um Wettbewerb zu vermeiden und ihre Kräfte planmäßig auszunützen⁶. Manila als Hauptquartier ist von der Teilung ausgenommen und wird von mehreren Gesellschaften mit Hochdruck bearbeitet. Auch auf die zahlreichen Chinesen erstreckt sich bereits die protestantische Missionstätigkeit⁷, und selbst auf Hawaii sucht der philippinische Prediger schon den Protestantismus unter seinen 10000 Landsleuten auszu-

¹ Die Züchtigung der Schüler ist den Lehrern untersagt (DNL 1905, II 1049).

² DNL 1912, II 506 f.

³ Spieß, Die preußische Expedition nach Ostasien 1860—62, Berlin 1864, 329.

⁴ MRW 1912, 479; MI 1912, 494.

⁵ DNL 1911, II 491. Selbstverständlich opponierten die Katholiken gegen diese heimtückische Aktion, und Araneta, der Sekretär für Justiz und Finanzen, trat vom Vorsitz des Sammelkomitees zurück. Dagegen gab der Manilaer Kaufmann Teodoro Jango, der Träger eines in Manila gleichfalls sehr bekannten Namens und Präsident des Jungmännervereins, 90000 Mark für dessen Zwecke (MRW 1913, 74).

⁶ MRW 1913, 542. Der Versuch der Kirchenvorstände der Methodisten, Presbyterianer und Campbelliten in Manila, einen Zusammenschluß ihrer kleinen Gemeinden zu bewirken, ist jedoch einstweilen gescheitert (DNL 1913, II 49; MI 1913, 38).

⁷ AH 1903, 331.

breiten¹. Es wäre von Interesse, zu erfahren, wie die Pastoration der Filipinos auf Hawaii von katholischer Seite besorgt wird.

Das gesamte Missionspersonal beläuft sich auf 167 Missionare und 880 eingeborene Helfer². Auf die philippinischen Mitarbeiter setzen die Missionare ihre größten Hoffnungen, und sie arbeiteten darum von Anfang an darauf hin, deren Zahl möglichst zu steigern. Sehr zugute kommt ihnen dabei, daß es sich um ein kultiviertes Volk handelt, dem die christlichen Begriffe nicht fremd sind. Da die Gehilfen gut bezahlt werden, fehlt es auch nicht an Personal. Der Methodistenprediger Peterson bot, allerdings vergebens, dem katholischen Katechisten von San Juan einen Monatslohn von 125 Mark an, eine Summe, die ihm die katholische Mission nicht einmal als Jahresgehalt stellen konnte³. Manche Prediger unterhalten sich aber auch anscheinend auf eigene Kosten⁴. In der Presbyterianermission zu Moilo (Cebu) erklärten sich die ersten 18 getauften Chinesen bereit, die Kosten für den Unterhalt eines chinesischen Priesters aufzubringen⁵.

Die Missionsmethode ist durch die Verhältnisse bestimmt. Im allgemeinen erklingt aus den Berichten ein scharf aggressiver Ton und herbste, leider nicht immer unberechtigte Kritik über die herrschenden Mißstände und das äußerliche Christentum der Filipinos⁶. Stellenweise aber haben protestantische Missionare sich nicht geniert, die Soutane der Priester anzuziehen, die Spendung der Sakramente, die Feier des Messopfers zu fingieren, Bilder der hl. Jungfrau zu verteilen und so das Volk zu täuschen⁷.

Das Hauptgewicht legt die protestantische Mission auf die Verbreitung ihrer Ideen durch Presse und Schule. Die amerikanische und die britische Bibelgesellschaft haben bereits in planmäßig verteilter Arbeit die ganze Bibel in Tagalog, Ilocano und Panayan-Bisayan, das Neue Testament in fünf andere Sprachen (Ibanay, Pangasinan, Pampangan, Bicol, Cebu-Bisayan), endlich die Evangelien in Igorrote und Samareño übersetzt und herausgegeben⁸. Eine eigne Druckerei haben die Presbyterianer und (in Iigan) die Campbelliten. Letztere geben, obwohl sie an Leistungsfähigkeit hinter anderen Gesellschaften zurückstehen, allein ein tagalisches Monatsblatt, ein ilocanisches Wochenblatt, außerdem ein Monatsblatt *The Philippine Christian* heraus und verbreiteten viele Tausende von Traktaten⁹. Daraus läßt sich auf eine mindestens gleichbedeutende Tätigkeit anderer Gesellschaften schließen.

Schulen werden mit Vorliebe in den wichtigeren Zentren errichtet, um dadurch die führenden Klassen für den Protestantismus zu gewinnen. Die Industrieschule der

¹ MRW 1913, 484. ² MRW 1912, 479; nach S. 794 sind es 150 Missionare.

³ StM 1913, 190.

⁴ MI 1911, 62.

⁵ AH 1903, 331.

⁶ Der von den Campbelliten herausgegebene Kalender 1913 enthielt für jeden Tag einen kurzen gegen die katholische Kirche gerichteten Leitsatz. Für den Ton dieser Polemik nur einige Beispiele. 7. Februar: Der Priester heuchelt bloß, ehelos zu sein. 25. Februar: Ist der Priester deines Ortes wirklich Junggeselle? 8. März: Verlasse die römische Kirche, denn es gelüftet sie nach deinem Eigentum. 10. März: Der Segen des römischen Papstes ist dem Fluch gleich. 12. März: Papst Gregor verdiente einfach die Hölle. (Im Kalender 1912 heißt es hier: Papst Gregor der Große war ein Surer.) Weitere Produkte dieses blindwütigen Fanatismus siehe *Aurora* und *Christliche Woche*, Buffalo, N. Y., Nr. 23 vom 9. Jan. 1914.

⁷ MChCPh 1907, 194. 220. Es handelt sich in diesem Falle um die Prediger Stanton und Spencer in der Provinz Lepanto-Bontoc. Doch werden auch noch ähnliche Fälle gemeldet.

⁸ MRW 1912, 793.

⁹ MRW 1912, 235; MI 1911, 477.

Baptisten in Jaro, die Mittelschul-, technischen und Religions-Unterricht erteilt, zählt 349 Knaben¹. Die Mittelschule der Presbyterianer in Dumaguete (Negros) wuchs in drei Jahren von 100 auf 262 Schüler. Nach Ablauf des ersten Schuljahres besucht keiner der Schüler mehr den katholischen Gottesdienst². Vermutlich nehmen die Missionen den Unterhalt wenigstens der internen Schüler auf sich³. Die Missionsgesellschaften in Manila gehen mit dem Gedanken um, gemeinsam in der Landeshauptstadt ein großes Christian Union College mit akademischem Charakter zu errichten⁴. Studentenheime haben dortselbst bereits die Methodisten für 100, Presbyterianer für 50, die Episkopalisten für 40 Studenten eröffnet. Da zurzeit 5540 Filipinos, darunter gegen 1000 Mädchen – gegen 78% Provinzler – die staatlichen Mittelschulen in Manila besuchen und die neue Regierungsuniversität in drei Jahren diese Zahl noch verdoppeln wird, füllen sich die protestantischen Studentenheime sehr schnell⁵. Kaum einer der Injassen aber wird dem Glauben seiner Väter treu bleiben! So erringt sich der Protestantismus den Einfluß auf die philippinische Intelligenz!

Draußen auf dem Lande aber, wo das Volk von den Protestanten nichts wissen will, eröffnet ihnen die ärztliche Mission Häuser und Herzen. „Tausende sind noch so voreingenommen gegen die protestantische Religion,“ heißt es in einem Missionsbericht aus Nord-Luzon, „daß sie nicht zu unserer Predigt kommen wollen. Aber der erste, der protestantisches Chinin oder Hustensyrup oder die helfende Hand zur Rettung des Kindes oder der Mutter fürchtet, muß noch gefunden werden.“ Der Missionsarzt der Campbelliten in Laray (Ilocos Norte) zählte monatlich 1000–1600 Krankenbehandlungen, obwohl er auf finanzielle Einnahmen sah, so daß die Ausgaben für Medizin und mehrere eingeborne Assistenten daraus bezahlt wurden⁶. Die Gesamtzahl der protestantischen Missionspitäler scheint sich auf acht zu belaufen⁷.

So verstehen es die Protestanten, die Krisis, in die sich die katholische Kirche auf den Philippinen durch die fast über Nacht eingetretene Veränderung der politischen Lage gestürzt sah, weidlich auszunützen, und die Missionsgesellschaften sehen ihre intensiven Bemühungen von solchen Erfolgen begleitet, daß sie die Philippinen als ihr erfolgreichstes Missionsfeld bezeichnen⁸. Der Baptistenmissionar Forhee, um nur einige Beispiele anzuführen, gründete auf Negros in acht Jahren 25 Gemeinden mit 25–200 Mitgliedern und taufte in einem Jahre 300 „Neubekehrte“⁹. Die Presbyterianer gewannen in einem Dorfe auf Cebu mit 7000 Einwohnern 800 Anhänger¹⁰ und zählen insgesamt 12000 Kommunikanten¹¹. Die Methodisten nennen als Ergebnis ihrer Tätigkeit 30000 Kirchenglieder und 10000 Anhänger¹². Die Campbelliten bezifferten ihre vollberechtigten Kirchenglieder 1910 auf 5000. Bringt man mit diesen

¹ MRW 1912, 541.

² AH 1905, 381; 1906, 348; 1907, 319. ³ MChCPh 1911, 198.

⁴ MI 1911, 477; 1913, 38. ⁵ MRW 1912, 794.

⁶ MI 1911, 21. Es seien, sagt der Berichterstatter, mehrere eingeborene, an der St. Thomas-Universität ausgebildete „Practicantes“ am Ort, aber die Filipinos hätten kein Vertrauen zu ihnen.

⁷ MI 1912, 494.

⁸ MI 1911, 167. 403.

⁹ MRW 1911, 483. Auch nach anderen Berichten scheinen die protestantischen Missionare die zu ihnen übertretenden Katholiken noch einmal zu taufen (MI 1911, 136. 159). Die Campbelliten glauben, daß christgemäß nur die durch Untertauchen vollzogene Taufe gültig sei. Nach ihnen bedürfen aber nur die Erwachsenen der Taufe, die Kinder dagegen nicht. Aurora und Christliche Woche, Buffalo, N. Y., Nr. 23 vom 9. Januar 1914.

¹⁰ MRW 1911, 517.

¹¹ MRW 1913, 542.

¹² MRW 1912, 235.

Zahlen die Angabe in Verbindung, daß die Gesamtzahl der protestantischen Kirchenglieder 1912 auf 50 000 berechnet wurde¹, so erscheint ein Zweifel an der Zuverlässigkeit mancher Einzelangaben wohlbegründet. In den letzten Jahren nehmen die anfänglich so optimistischen Berichte eine minder rosige Färbung an. Die Campbelliten in Nord-Luzon klagen über den Rückgang der Bekehrungen, da die Priester und die ständig zunehmenden Mönche und Schwestern auf der Wacht stehen². Dieses für die Scheutwelder Missionare recht ehrenvolle Kompliment zeigt jedenfalls, daß dem gar zu schnellen Vordringen des Protestantismus Einhalt geboten und die Position des Katholizismus ungleich günstiger gestaltet werden kann, wenn der katholische Missionsbetrieb namentlich an den meistbedrohten Punkten entsprechend verstärkt wird, wenn vor allem die jungen amerikanischen Missionshäuser zu beschleunigter Entwicklung gebracht werden, damit der amerikanische Katholizismus baldigst befähigt wird, auf den Philippinen mit demselben Eifer für die Erhaltung des katholischen Glaubens zu arbeiten, mit dem die amerikanischen Protestanten für die Ausbreitung ihrer Konfessionen wirken.

Aus dem heimatlischen Missionsleben.

Von Prof. Dr. Schmidlin in Münster.

Um im nächsten Heft im Zusammenhang über den Fortgang der eigentlichen heimatlischen Missionsbestrebungen berichten zu können, will ich hier zunächst das Referat über meine Missionsstudienreise und ihre Ergebnisse vorwegnehmen. Sie gehört schon deshalb unter dieser Rubrik, weil sie von der Heimat ausgegangen und für die Heimat bestimmt ist.

Nachdem ich meine allgemeinen Eindrücke und Beobachtungen bereits in der Tagespresse eingehend wiedergegeben habe³, kann ich mich bezüglich meiner Studienreise als solcher auf die Quintessenz beschränken. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie instruktiv und anregend sie für mich und insofern auch für unsere Unternehmungen, speziell die von mir redigierte Zeitschrift war. Ein neuer Horizont tut sich einem auf, man bekommt ein ganz anderes, viel konkreteres Bild von seinem Studienobjekt, wenn man es aus der Nähe zu besehen Gelegenheit hat. Ich bin weit davon entfernt, dem rein theoretischen Studium aus den Quellen den hohen Wert abzuspochen, halte es sogar für noch unentbehrlicher zur wissenschaftlichen Erkenntnis als den Augenschein; aber die persönliche Rekognoszierung kann doch auch ihrerseits durch nichts völlig ersetzt werden und in vielem die Stubengelehrsamkeit willkommen ergänzen. Auf der anderen Seite will ich durchaus nicht behaupten, in der knapp bemessenen Zeit eine unfehlbare und erschöpfende Vorstellung von meinem Gegenstand gewonnen zu haben; da ich indes nicht als einfacher Globentrotter, sondern nach jahre-

¹ MRW 1912, 794. Einige Monate zuvor sollte die Gesamtzahl 40 000 betragen MRW 1912, 479.

² MI 1911, 475. Auch die einheimischen Katholiken lassen es stellenweise nicht an Widerstand fehlen. Es kommt vor, daß die protestantischen Missionare wochenlang suchen müssen, bis sie jemand finden, der ihnen eine Wohnung überläßt MI 1911, 568.

³ In der „Köln. Volkszeitung“ mehr vom allgemein kulturellen, in der „Germania“, „Bayer. Kurier“, „Münsterischen Anzeiger“ usw. vom religiös-missionarischen Standpunkt aus. Ich gedenke beide Serien demnächst in Buchform zu veröffentlichen, um sie als Ganzes den Interessenten zugänglich zu machen.

langer wissenschaftlicher Beschäftigung mit den Missionen meine Reise angetreten habe, glaube ich doch nicht jenes Verdikt zu verdienen, das sich so manche Reisende zugezogen haben, die wie Fachleute über Missionen reden und schreiben, nachdem sie dieselben nur flüchtig gesehen haben¹.

Das erste Missionsfeld, das ich besuchte, zugleich dasjenige, für das mir relativ am wenigsten Zeit zur Verfügung stand, war das indische. Ich konnte leider, abgesehen von den lehrreichen Vorlesungen, die mir Bischof Benziger von Quilon zwischen Neapel und Colombo auf dem „Kleist“ über die Missionen der Westküste hielt, bloß die Insel Ceylon und die Südostküste Indiens (bis Madras und Miliapur einschließlich) in den Kreis meiner Beobachtung ziehen. Ich konstatierte allenthalben ein verhältnismäßig blühendes kirchliches Leben und hochentwickelte Missionschulen; die eigentliche Heidenmission dagegen bleibt auf dem Kontinent immer noch sehr stark im Hintergrund, namentlich wegen des empfindlichen Mangels an Kräften, und auch auf Ceylon ist infolge der nationalen Bewegung ein Stillstand im Bekehrungswerk eingetreten. Vermehrung der Missionare, sozial-caritative Werke, katholische Presse, Organisation der Katholiken sind die akutesten Lücken bzw. Forderungen der indischen Mission. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Britisch-Hinterindien, von dem ich zu meinem Bedauern nur Penang und Singapur in der Diözese Malacca zu Gesicht bekam².

Um auch eine wesentlich anderen Bedingungen unterworfenen Mission unter Naturvölkern und auf deutschem Kolonialbesitz näher kennen zu lernen, benützte ich die mir gebotene Gelegenheit, von Hongkong aus einen Abstecher nach dem nicht allzu weiten Ozeanien zu machen. Als Hauptzielpunkt wählte ich die blühendste aller deutschen Südeemissionen, das apostolische Vikariat Neu-Pommern, in der Hand der Genossenschaft vom heiligsten Herzen. Ich fand vollauf bestätigt, was ich in meinem Jubiläumswerk ausgeführt habe³, daß die Hilstruper Missionare eine rührige und segensreiche Tätigkeit entfalten; angenehm überrascht war ich von der großartigen wirtschaftlichen Entfaltung dieser Mission, weniger angenehm vom moralischen Niveau der Bevölkerung und vom Rückgang des einheimischen Gehilfenpersonals. In Bunapope hatte ich das Glück, an den Beratungen der deutsch-ozeanischen Bischofskonferenz über die Schulfrage teilzunehmen und so einerseits einen tiefen Einblick in die Missionschulverhältnisse in den deutschen Kolonien zu erhalten, andererseits meine Studien über diese Probleme in den Dienst der Missions Sache zu stellen. Verwandt ist die Entwicklung der Steyler Mission in Kaiser-Wilhelms-Land, zu deren Zentrale St. Michael bei Alexishafen mich der schöne Missionsdampfer S. Gabriel führte. Mühsam und arm, aber doch mit zunehmendem Erfolg arbeiten die rheinisch-westfälischen Kapuziner auf den Karolinen, deren Insel Jap ich auf der Hin- und Herfahrt streifte. Ein Bild trostlosen kirchlichen Verfalls bot sich mir auf beiden Wegen in der Philippinenhauptstadt Manila, in vielem ein Beispiel, wie es die Mission nicht machen soll; nur unter den größten Schwierigkeiten vermögen einige neuere Missionsgenossenschaften,

¹ Dies zur Abwehr gegen einen gewissen Raseweis, der kürzlich den kühnen Satz aufgestellt hat, daß man, um über Missionsstatistik schreiben zu können, lange selbst im Missionsland gewesen sein müsse, einige Wochen genügten nicht dazu. Zwei Spezialfragen, die Missionsmethode und die Missionserfolge in Ostasien, beabsichtige ich in den beiden nächsten Hefen zu behandeln.

² Ein praktisches Resultat war die Bildung eines indischen Zweiges unserer Missionschulkommission durch Aufnahme hervorragender Missionschulmänner aus verschiedenen Gesellschaften als Kommissionsmitglieder.

³ Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten, Münster 1913, 169 ff.

die kürzlich auf den Philippinen eingezogen sind, wenigstens einen Teil der Missionsfrüchte vom Untergang zu retten¹.

Einen zweiten Abstecher von China aus unternahm ich zum Schlusse meiner Reise nach Japan und Korea. Das Urteil, das ich mir an Ort und Stelle über die japanische Mission bilden konnte, war im allgemeinen viel weniger ungünstig als dasjenige, mit dem ich das Reich der aufgehenden Sonne betrat. Zwar scheint das Bekehrungswerk selbst an einem toten Punkte angekommen zu sein und sich momentan mit versprengten Unitäten begnügen zu müssen; aber die Rührigkeit in den für Japan besonders wichtigen Arbeitszweigen, Schule und Presse, speziell auch das in der Entfaltung begriffene Hochschulunternehmen der deutschen Jesuiten, verspricht langsam eine bessere Zukunft anzubahnen. Schwieriger ist die Lage der koreanischen Mission, sowohl der direkten, die freilich immer noch Konversionen erzielt, als namentlich der indirekten, wie sie die Benediktiner von Seoul vertreten, weil ihr das politische Annexionsverhältnis vielfach die Flügel hemmt².

Der Hauptgegenstand meines Interesses und meines Studiums, bei dem ich auch am längsten verweilte, war die Chinamission, nicht bloß wegen ihrer Größe und Bedeutung, besonders im gegenwärtigen Umwandlungsprozeß des Reichs der Mitte, sondern auch weil ich hier vor allem auf dem höhern Schul- und Pressegebiet praktische Ziele zu verfolgen hatte. Wie ich von vornherein vermutete, fand ich das Verhältnis gerade umgekehrt als in der indischen Mission und auch in der protestantischen Chinas: während das eigentliche Heidenapostolat sehr eifrig und numerisch erfolgreich betrieben wird, allerdings mit teilweise stark materiellen Mitteln, liegt die kulturelle Mission, die doch gerade jetzt für China so wichtig wäre, sehr im Argen, namentlich weil es bis jetzt an den hinreichenden Lehrkräften und Geldmitteln gefehlt hat.

Auf die Lösung dieses Problems legte ich darum mein hauptsächlichstes Augenmerk. Die internationale Missionschulkommission war gelegentlich des pädagogischen und eucharistischen Weltkongresses in Wien³ vornehmlich zu dem Zweck gegründet worden, das ostasiatische und speziell das chinesische Missionschulwesen zu heben und die heimatischen Kreise dafür zu interessieren. Auch der Kardinalpräfekt der Propaganda, mit dem ich bei meiner Durchreise in Rom von unserem Vorhaben gesprochen hatte, erklärte sich von der Notwendigkeit höherer Schulen für die chinesische Mission überzeugt, um so mehr als kurz vorher einflußreiche Laien aus China im gleichen Sinne nach Rom geschrieben hatten; indes verwies er mich an die apostolischen Vikare, denen man die Initiative in dieser Angelegenheit lassen wolle. Soweit es mir möglich war, suchte ich dementsprechend die chinesischen Bischöfe selbst auf und informierte mich an Ort und Stelle über den Stand der Frage⁴. Da ich aber schon wegen des Mangels an Zeit und an geeigneten Verbindungen die meisten Vikariate nicht persönlich besuchen konnte, sandte ich nach reiflicher Beratung mit kompetenten Persönlichkeiten, die mich dazu ermunterten⁵, an sämtliche Bischöfe ein gedrucktes Zirkular mit einem Fragebogen. Zugleich lud ich sie bzw. ihre Vertreter in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Missionschulkommission zu drei Besprechungen oder Konferenzen ein, für den Süden nach Hongkong, für das Zentrum nach Hankau, für den Norden zuerst nach Peking,

¹ Darüber vgl. die Missionsrundschau von P. Schwager in diesem und im nächsten Heft.

² Auch in Japan hat ich Vertreter der drei Hauptgesellschaften (Pariser, Jesuiten und Marianisten), unserer Missionschulkommission beizutreten.

³ Vgl. *ZM* 2, 1912.

⁴ In Hongkong, Macao, Kanton, Ningpo, Schanghai, Kiukiang, Santau, Zentschoufu (mit Tsingtau), Tsinansu, Tientsin, Peking, Paotingfu, Tschöngkingfu, Mukden.

⁵ Besonders Mgr. Hemminghaus von Südschantung, Mgr. Reynaud von Nord-Tscheking (Altersdekan des chinesischen Episkopats) und Generalprokurator P. Robert von Hongkong.

dann nach Tsinanfu¹. Weitaus die Mehrheit der hochwürdigsten Herren antwortete bejahend und sprach die lebhafteste Freude über das Projekt aus².

So konnten die Missionschulkonferenzen der chinesischen Vikariatsvertreter an den in Aussicht genommenen Tagen stattfinden, die südliche in Hongkong vom 12. bis 14. Januar, die mittlere in Hankau vom 2.—4. Februar, die nördliche in Tsinanfu vom 16. bis 18. Februar. Der größere Teil der apostolischen Vikare war persönlich anwesend oder durch eigene Delegationen vertreten, hatte also weder den Zeitverlust noch die Strapazen und Kosten der Reise gescheut, um das Interesse für die in Frage stehende Angelegenheit zu bekunden und zu ihrer Förderung beizutragen³. Nach der Wahl des Präsidiums⁴ und der Auseinandersetzung des Zwecks der Versammlung einigte man sich zunächst auf zwei Leitsätze über die Notwendigkeit⁵

¹ Nach Hongkong die Provinzen Kanton nebst Hongkong und Macao, Fukien, Kwangsi, Kweichow, Sünnan und Kientschang; nach Hankau die von Tschekiang, Kiangnan, Kiangsi, Hunan, Hupe, Honan, Setchuan und Tibet; nach Tsinanfu Schantung, Tschili, Schansi, Schensi, Mongolei (mit Sli und Kansu) und Mandschurei. Für Nordchina war zuerst Peking als Versammlungsort vorgesehen; aber wegen einer Reihe von Mißverständnissen mußte während meiner Abwesenheit rückgängig gemacht werden, und als ich nach meiner Rückkehr persönlich mit Mgr. Jarlin neuerdings für Peking die Einladung verabreden wollte, trat eine gewisse diplomatische Vertretung dazwischen, ebenso für Tientsin, wo Mgr. Dumont sich zur Abhaltung der Konferenz bereit erklärt hatte, so daß ich mich für Tsinanfu entscheiden mußte.

² Mgr. Mérel von Kanton, Leguin von Kweichow, de Guebriant von Kientschang, Chatagnon von Süd- und Dunand von Nordsetchuan, Giraudeau von Tibet, Clemente von Amoy, Aguirre von Futschau, Ragnaud von Ost- und Faveau von West-Tschekiang, Ciceri von Süd-, Clerc-Renaud von Ost- und Fatiguet von Nord-Kiangsi, Gennaro von Ost-, Geeraert von Südwest- und Landi von Nordwest-Hupe, Mondaini von Süd- und Hospital von Nord-Hunan, Calza von West-, Tacconi von Süd- und Menicatti von Nord-Honan, Passerini von Süd-, Maurice von Zentral- und Aparicio von Nord-Schansi, Zimmer von Süd- und Massi von Nord-Schansi, Maquet von Südost-, Geurts von Ost- und Dumond von Rüstent-Tschili, Choulet von Süd- und Lalouyer von Nord-Mandschurei, Abels von Ost-, van Artjelaer von Zentral- und Vermyn von Südwest-Mongolei, Terlaaf von Kangju (außer den persönlich Anwesenden oder Vertretern).

³ Persönlich waren erschienen: bei der Hongkonger Konferenz Mgr. Pozzoni von Hongkong (Mgr. de Gorostazu von Sünnan wurde unterwegs durch eine Krankheit aufgehalten, Mgr. Ducoeur von Kwangsi kam zu spät an); in Hankau Mgr. Gennaro von Ost-Hupe, Mgr. Fiorentini von Schansi, Mgr. Chouvellon von Ost-Setchuan; in Tsinanfu Mgr. Giesen von Nord-, Mgr. Hemminghaus von Süd-, Mgr. Wittner von Ost-Schantung, Mgr. Maurice von Zentral-Schansi; vertreten die Bischöfe von Macao, Kanton, Sünnan, Kweichow, Kientschang, Süd- und Nord-Fukien in Hongkong; von West- und Nord-Hupe, Süd- und Nord-Hunan, Süd-, Nord- und West-Honan, Nord- und West-Setchuan in Hankau, von Südost-Tschili, Süd- und Nord-Schansi, Süd- und Nord-Schensi, Ost-, Zentral- und Westmongolei, Nord-Kansu und Nord-Mandschurei. Sämtliche Lazaristenbischöfe (von Tschili, Tschekiang und Kiangsi) waren durch die erwähnte politische Macht an der Teilnahme verhindert worden, erklärten sich aber zum Teil nachher mit den Beschlüssen einverstanden. Mgr. Paris S. J. in Kiangnan hielt sich bis zum Schlusse fern. Das Organ der Mission Kiangnan (Relations de Chine) bringt sogar zum Schluß seines Aprilhefts eine mit unerhörter Dreistigkeit von A bis Z erfundene Darstellung meiner Absichten und Äußerungen.

⁴ Die Südkonferenz in Hongkong wählte P. Robert (Generalprokurator der Pariser Missionen) zum Präsidenten, P. Fourquet (Propriätsrat von Kanton) zum Sekretär; die Zentralkonferenz von Hankau Mgr. Fiorentini (ehemal. Bischof von Nord-Schansi) zum Präsidenten, P. Noël (von West-Hupe) zum Sekretär; die Nordkonferenz von Tsinanfu Mgr. Giesen (Bischof von Nord-Schantung) zum Präsidenten, P. Hoogers (Prokurator der belgischen Missionen) zum Sekretär.

⁵ Als Dringlichkeitsgründe wurden angegeben: die Hebung des christl. Ansehens, die Erziehung der kathol. Jugend, der Einfluß auf die führenden Klassen, die Bekämpfung der heidnischen Vorurteile, der Wille der Kirche, das Beispiel der Dissidenten usw.

und Möglichkeit¹ einer Entfaltung des Missionschulwesens. Dann begannen die Debatten über die Einzelfragen; nach sehr anregendem und zum Teil recht lebhaftem Verlauf zeitigten sie eine Reihe wertvoller Beschlüsse, die in den Grundzügen aller drei Konferenzen übereinstimmen und ein wohlgedachtes katholisches Schul- und Preßprogramm für China darstellen.

Was zunächst Zahl und Grad der Missionschulen anbelangt, wurde festgestellt, daß die bis jetzt bestehenden nicht genügend, die meisten Primärschulen bloß Katechismus-, die scheinbaren Sekundärschulen bloß Sprachschulen, Universitäten oder Fachschulen überhaupt nicht vorhanden, Normalschulen sehr selten seien². Als wünschenswertes Ziel wurde erklärt die Errichtung von niederen Primärschulen in jeder Hauptstation, von höheren in jedem Missionsdistrikt, von Sekundärschulen und Normalschulen in jedem Vikariat, von Spezialschulen je nach Bedürfnis, von Internaten an den Staatshochschulen, endlich von katholischen Universitäten für das ganze Reich³.

Hinsichtlich des Lehrpersonals betonte man die Notwendigkeit, falls die Mission bzw. Gesellschaft ohne Beeinträchtigung des Missionswerks die hinreichenden Kräfte nicht selbst stellen könne, zu anderen Genossenschaften die Zuflucht zu nehmen und womöglich eine eigene für die Missionschulen ins Leben zu rufen, weil die vorhandenen Organisationen nicht genug Personal aufbringen und die Schaffung einer spezifischen Missionschulkongregation dem Ideal mehr entspricht. Auch Weltpriester sollen von den Lehrkörpern nicht ausgeschlossen sein und Laien dazu herangezogen werden, namentlich aus China selbst; zur Ausbildung chinesischer Lehrer sind daher bei Zeiten junge Chinesen an Universitäten zu schicken⁴. Eine besondere Aufmerksamkeit erfordert die Frage der Missionsärzte oder ärztlichen Mission: sie wurde dahin beantwortet, daß katholische Ärzte, die sich in China niederlassen und das

¹ Um zu beweisen, daß der chinesische Staat in absehbarer Zeit die Unterrichts-freiheit der Mission nicht unterdrücken und das Schulwesen nicht monopolisieren könne, wurde darauf hingewiesen, daß ihm vorläufig die hinreichenden Kräfte und Mittel zu einer solchen exklusiven Verstaatlichung fehlen.

² Als eigentlich höhere (sekundäre) Schulen können außer denen von Hongkong und Macao nur gelten in etwa die Kollegien der Jesuiten in Sikawei und in Hienhien, der Steyler in Tsining und der Scheutvelder in der Mongolei. Die „Aurora“ in Schanghai führt zwar den Titel Universität, kann aber nach dem Dafürhalten der meisten Teilnehmer nicht als solche angesehen werden. Das Primär- und Normalschulwesen ist fast nur im Norden einigermaßen entwickelt (besonders bei den Jesuiten, Steylern und Scheutveldern).

³ Während Hongkong nur im allgemeinen mehrere Universitäten (man sprach von vieren im Süden, Osten, Zentrum und Norden), Hantau „wenigstens eine“ verlangte, ging Tsinanfu näher auf das hierin liegende schwierige Problem ein. Die Konferenz entschied sich dafür, daß entweder eine Universität mit mehreren europäischen Sprachen oder mehrere Universitäten mit je einer Sprache, oder, um diesen Schwierigkeiten zu entgehen und sich dem Objekt besser anzupassen, eine Universität in chinesischer Unterrichtssprache zu gründen sei. Die gegen die Durchführbarkeit einer solchen rein chinesischen Hochschule geäußerten Bedenken, besonders hinsichtlich der Fähigkeit des Chinesischen, als sprachliches Vehikel für die höhere Wissenschaft zu dienen, wurden nicht peremptorisch gelöst. Übrigens können die genannten Vorschläge auch miteinander kombiniert werden, je nach der Höhe der zur Verfügung stehenden Mittel, von deren Umfang die Ausführung wesentlich abhängt.

⁴ Hantau dachte dabei an Universitäten in China, Hongkong und Tsinanfu an europäische. Hongkong wünschte, daß für die sittlich-religiöse Bewahrung dieser chinesischen Studenten in Europa besondere Vorkehr getroffen werde; P. Rütten in Tsinanfu schlug zu diesem Zweck für alle französisch sprechenden Chinesen die Gründung eines eigenen Internats an der belgischen Universität Löwen vor. Ein paralleles Projekt besteht schon seit mehreren Jahren für Deutschland (vgl. den Artikel von P. Stenz in der „Germania“ 17. Dez. 1911).

Missionswerk unterstützen wollten, wo die Umstände dies zuließen, sehr erwünscht seien und ihrerseits bei der Mission eine hilfreiche Hand finden würden.

Vom Studienprogramm, das sich den staatlichen Vorschriften anpassen soll, beschäftigten besonders zwei Punkte die Versammlungen: Sprache und Religionsunterricht. Jener fand in der Hankauer Formel¹, dieser im Mittelweg des fakultativen Religionsunterrichts eine befriedigende Lösung. Um die christliche Schülerwelt zu organisieren und die heidnische zu beeinflussen, befürworteten alle drei Konferenzen die Bildung studentischer Vereine und deren enge Fühlungnahme mit der akademischen Missionsbewegung Deutschlands, der sie ihre wärmste Anerkennung aussprachen und eine baldige Ausdehnung auf ganz Europa wünschten.

Der Angabe der nötigen Finanzmittel ging die Versicherung voraus, mit den Geldern hausälterisch umgehen und ihre Quellen möglichst in China selbst erschließen zu wollen². Die einmaligen und laufenden Kosten belaufen sich für das ganze Werk natürlich sehr hoch³, sind aber nicht unerschwinglich, falls nur alle katholischen Nationen dafür zusammenstehen. Um dies zu erreichen, erschien die Gründung einer eigenen „internationalen Liga“ unter den gebildeten und begüterten Katholiken Europas und Amerikas zugunsten der chinesischen Schul- und Preßunternehmungen unentbehrlich⁴.

Anhangsweise gleichsam kam auch die chinesische Missionsliteratur zur Sprache. Schulbücher, apologetische Werke und Traktate, Bibelübersetzungen, Zeitschriften und Zeitungen, dazu ein Organ für die Missionare sollten die bisherigen Lücken ausfüllen. Zur systematischen Organisation der literarischen Arbeit sind einerseits die schriftstellerischen Kräfte der einzelnen Missionen zusammenzuschließen, andererseits eigene Zentren mit Literaturgesellschaft und Schriftstellerheim zu schaffen⁵.

Entsprechend den Schlußresolutionen wurden die Konferenzprotokolle gedruckt sowohl an den gesamten chinesischen Episkopat als auch an die römische Propaganda geschickt und die Präsidien bevollmächtigt, im Namen der Konferenzen deren Arbeit fortzusetzen, speziell ein Aktionskomitee für die ganze chinesische Mission zu konstituieren.

¹ Als Unterrichtsstoff außer dem Chinesischen europäische Sprachen, speziell Englisch, Deutsch und Französisch; als Unterrichtssprache zukünftiges Ziel Chinesisch; die vorläufige europäische Sprache zu wählen nach den objektiven Verhältnissen (Bedürfnisse des Landes, der Materien, der Studenten, der Stellungen, Lehrkörper usw.). Dieselbe Resolution adoptierte auch Hongkong, leider tritt sie in der redaktionellen Fassung etwas zurück. Die Vorschläge von Tsinanfu stimmen im Sinne ebenfalls damit überein.

² Die Nordkonferenz nannte als solche Deckungsmöglichkeiten Schul- und Pensionsgeld der Schüler, Besteuern der Christen und ihrer Organisationen, Beiträge von Andersgläubigen, staatliche Zuschüsse.

³ Errichtungskosten für eine Universität 1 Million Dollars (2 Mill. Mark), für eine Sekundärschule 60 000 (Hongkong); jährliche Unterhaltungskosten für eine Universität 60 000 Dollar (Hankau), für eine Sekundärschule 5—10 % der Errichtung (Tsinanfu). Jahresgehalt eines europäischen Ordensmanns 1200, eines eingeborenen Laien 800 Mk. im Durchschnitt (Tsinanfu). Hankau wünschte außerdem 160 Mk. für jede Primärschule.

⁴ Als Analogie wurde die „Oeuvre des Ecoles d'Orient“, als Vorstufe und Bundesgenossin die akademische Missionsbewegung, als vorbereitendes Organ die internationale Missionschulkommission genannt. Der Vorschlag, die beiden Zentralwerke der Glaubensverbreitung und der Kindheit Jesu um eine Beihilfe anzugehen, wurde abgelehnt, die Eingabe an den Hl. Vater um Anordnung einer Generalkollekte der Initiative des europäischen Komitees und des chinesischen Episkopats überlassen.

⁵ Außerdem empfahl das dem Protokoll von Tsinanfu eingereichte Gutachten eines dortigen Konferenzmitglieds (P. Lebbe von Tientjin) die Verbreitung des in Tientjin erscheinenden „Takungpao“ und die Heranbildung eines einheimischen Literatur- und Journalistenstabes bei dessen Redakteur, einem ausgezeichneten Katholiken. Eingehender wurde die literarische Organisationsfrage noch in der Schlußkonferenz von Schanghai erörtert.

Zur Ausführung dieses Planes lud ich die Präsidenten und Sekretäre zu einer Schlußkonferenz in Schanghai, auf der das Resultat der drei Teilkonferenzen endgültig zu einem Ganzen vereinigt und das „Komitee zum Studium der chinesischen Schul- und Preisfragen“ gebildet wurde¹.

Aus diesen Prämissen ergeben sich ohne weiteres die praktischen Folgerungen für unsere Heimat. Ein weites, ebenso lohnendes wie schwieriges Arbeitsfeld eröffnet sich allen, die am Zustandekommen dieses herrlichen Werkes mitwirken wollen; besonders das von der Konferenz aufgestellte Doppelpostulat, die Lehrgesellschaft für Ostasien zur Aufbringung der Kräfte und die Liga für Ostasien zur Aufbringung der Mittel sind gewaltige Ziele, die noch manchen sauren Schweiß kosten werden, aber ihn auch verdienen, endlich die nicht minder notwendige Verstärkung der eigentlichen Missionsberufe, nicht bloß seitens der religiösen Missionsgenossenschaften, sondern auch durch eine eigene deutsche Weltpriestermission.

Literarische Umschau.

Von C. Hall S. V. D.

In China sind die konstantinischen Zeiten noch fern. Die von den höchsten Beamten der Republik erbetene Fürbitte der christlichen Kirchen für die Angelegenheiten des Reiches hat Hoffnungen erweckt, die sich nicht erfüllt haben. „Wir wollen über die mutmaßlichen Beweggründe,“ sagt *AMZ* (Febr. 1914, 61), „die zu dieser Aufforderung geführt haben, kein Wort verlieren, obgleich sie durchsichtig genug sind. Man sollte aber doch nicht übersehen, daß sie nicht von Yuanschikai selber, der ausgesprochenener Konfuzianer ist, ausgegangen ist. Sie wurde ihm vielmehr von einem seiner Minister, der Christ ist, nahegelegt, und er hat lediglich seine Zustimmung dazu gegeben, was, wie Kenner der Chinesen zugeben werden, noch keineswegs zu so weittragenden Schlußfolgerungen, wie sie an diese Tatsache geknüpft worden sind, berechtigt.“ Ja, der Referent führt mit gutem Recht aus, daß dieser Vorstoß der Christen in einem Lande, das zu 95 Prozent noch heidnisch und mohammedanisch ist, als Provokation wirken mußte und gewirkt hat. Um so energischer wird sich Konfuzianismus und Buddhismus aufraffen, seine bedrohte Machtstellung zu befestigen. Der Umstand nun, daß diese heidnischen Religionen zur eigenen Konservierung und zur Vertiefung oder auch nur Ermöglichung einer sozialen Arbeitsleistung bei der christlichen Religion ausgedehnte Anleihen machen, darf auch nicht zugunsten des Christentums gedeutet werden, wie es manchmal geschieht. Wohl erkennen wir darin mit Recht einen Triumph der christlichen Idee. Das Christentum aber, als eine einheitliche praktische Forderung in Glaube und Sitte, sieht seine Aufgabe in dem Grade erschwert, als es seine erhabenen Gedanken nicht mehr als sein ausschließliches Eigentum bezeichnen kann.

Über die religiöse Lage in Japan äußert sich der durch sein dienstvolles katholisches Preßunternehmen (vgl. *ZM* II 339 u. IV 69) bekannte Pariser Missionar P. Drouart de Lezey (Die kath. Missionen, März 1914): „Immer wieder kann man es hören: Das Christentum kann in Japan nur dann Verbreitung finden, wenn es sich japanisiert. Diesen Prozeß hat der Buddhismus schon durchgemacht; nur als

¹ Außer dem Studium der einschlägigen Projekte bezweckt es deren lokale Vorbereitung und die Aufrechterhaltung des Kontaktes einerseits mit der chinesischen Hierarchie andererseits mit dem europäischen Unternehmen, das es zu informieren hat. Seine Mitglieder setzen sich aus den verschiedenen in China tätigen Missionsgesellschaften zusammen, dazu besteht ein weiteres konsultatives Komitee aus den Vertretern sämtlicher Vikariate. Die Leitung der Geschäfte obliegt einem Präsidenten (Mgr. Fiorentini), Vizepräsidenten (P. Robert), Schriftführer (P. Hooger) und stellvertretenden Schriftführer (P. Noël).

seltene Mischung mit dem Schintoismus, der lächerlichsten aller Mythologien, der Urrreligion Japans, fand er Eingang. Ähnliche Tendenzen zeigt heute der amerikanische Protestantismus. Unter den Händen japanischer Prediger — namentlich ein gewisser Ebina macht viel von sich reden — japanisiert er sich, d. h. wird zu einem Rationalismus, der keine Spur von Übernatürlichem mehr zeigt. Einzig die Finanzfrage — Japan ist arm — diktiert heute noch Rücksichten auf die fremden Prediger. Wie traurig, daß Japan gerade in dem Augenblick mit der europäischen und amerikanischen Zivilisation in Berührung kam, da der Offenbarungsglaube auch bei diesen Völkern zurücktrat.“

Die Schwenkung der japanischen Regierung in der Schulpolitik, wo die religionslose Methode des Moralunterrichts fatale Erfolge gezeitigt hat, gibt dem Christentum erhöhte Aussicht auf Erfolg. Nachdem im Februar 1912 eine amtliche Konferenz von Vertretern des Christentums, Schintoismus und Buddhismus in Tokio stattgefunden hatte, berief die Regierung im November des vorigen Jahres die eingeborenen Vertreter dieser drei Religionen zu getrennten Besprechungen, um über das Zusammenarbeiten von Erziehung und Religion zu beraten. Mögen die unmittelbaren Ergebnisse solcher Konferenzen sehr dürftig sein und für das praktische Verhalten der Regierung ohne Einfluß bleiben, so ist der moralische Eindruck der bloßen Tatsache, daß das Christentum offiziell als ein möglicher Faktor der sittlichen Hebung und nationalen Erneuerung anerkannt wird, nicht hoch genug anzuschlagen, und es ist richtig, was ZMR (29. Jahrg., 1. Heft, 18) dazu schreibt: „Das Christentum kommt damit aus der Enge mehr in die Weite und wird im japanischen großen Volke mehr als bisher als ein wichtiger Faktor des nationalen Lebens gewürdigt werden. . . Für das Christentum ist dieser Umschwung in der Stellung der Regierung gerade zur rechten Zeit gekommen. Denn es ist in Japan heute eine Zeit, wo im weiten Volke sich ein Verlangen nach Religion regt. Nun wird ein Teil dieser religiösen Bewegung leichter sich dem Christentum zuwenden lassen als früher.“

An die Lösung der chinesischen Schulfrage, sofern sie ein modernes Missionsproblem darstellt, wird nun auch die katholische Mission hoffentlich mit aller Energie und Umsicht herantreten. Die Frage der ärztlichen Mission für China liegt aber noch in weitem Felde. Vielleicht kommt aber auch sie mit den Hochschulprojekten der Verwirklichung näher. Es ist freilich bald die letzte Stunde. „Ich glaube,“ so heißt es in einem Artikel „Zusammenarbeit mit Chinesen bei der medizinischen Ausbildung in China“ in der Zeitschrift „Die ärztliche Mission“ (Jan. 1914, 14), „daß wir Ausländer in 25 Jahren in China nicht mehr dazu nötig sind, die gewöhnliche medizinische Lehrtätigkeit auszuüben. Vielleicht ist dann noch für einige wenige Raum, für den Fortbildungsunterricht oder für Spezialfächer, die dem Institut einen guten Ruf geben; denn der Chinese wird die gewöhnliche Lehrtätigkeit viel besser leisten als irgend ein Ausländer mit seiner begrenzten Sprachkenntnis.“ Es wäre ein großer Verlust für die katholische Mission, wenn sie die Erziehung und Beeinflussung dieses wichtigen Berufes gänzlich vernachlässigen wollte. Nach einer Notiz der Frankfurter Zeitung (14. März 1863) wird die deutsche protestantische Mission ein größeres Projekt dieser Art in Angriff nehmen. „Den großen amerikanischen und englischen Entwürfen, welche die Gründung christlicher Hochschulen für das junge China bezwecken, tritt jetzt ein bescheidener deutscher Plan an die Seite: es handelt sich um die Gründung einer medizinischen Hochschule in einer noch zu bestimmenden Stadt der Provinz Kanton, die innerhalb des Arbeitsfeldes einer der drei deutschen Missionen (Basel, Berlin, Barmen) liegen wird.“

Vom nationalen Standpunkte aus wurde schon öfters, speziell im protestantischen Lager, die Forderung gestellt, die deutschen Missionen sollten ihre ganze Kraftentfaltung auf die deutschen Kolonien konzentrieren, um hier in kürzester Frist einen möglichst hohen Kultureffekt zu erzielen. Vom religiösen Standpunkt wurde diese Auffassung schon mehrfach abgelehnt, in den „Berliner Missionsberichten“ (Jan. 1914) führt Faber nun den Nachweis, daß gerade eine weitstreichende nationale Politik die Arbeit der Mission in fremden Ländern vorab in Ostasien begrüßen müsse. „Eher könnten wir in unseren Kolonien die Missionen entbehren, als, vor allen anderen

fremdstaatlichen Ländern, gerade in Ostasien. Zur politischen Beherrschung unserer Kolonien kann schließlich der Staat die erforderlichen Machtmittel entfalten, kann auch Hebung und Sicherung des Verkehrs durchsetzen und mit unzähligen anderen Mitteln die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien fördern, durch Übernahme von Schulen den Eingeborenen von unserer Kultur übermitteln. . . Ganz anders in Ostasien, besonders in China. Dort stehen wir im Wettbewerb mit anderen Völkern im Gebiet einer fremden Staatenwelt, mit Völkern, die dieser chinesischen Staatsgewalt gegenüber mit sehr viel stärkeren und augenscheinlicheren Machtmitteln die Wirtschaftsinteressen ihrer Staatsangehörigen vertreten können als wir. Und doch handelt es sich gerade in China um einen Handelsmarkt von einer heute noch unberechenbaren Ausdehnung und Aufnahmefähigkeit. China steht seit Jahren ja in einem gewaltigen Umwandlungsprozeß. Kulturell und zivilisatorisch sucht es Anschluß bei den Westvölkern. Mit Aufwendung großer Mittel suchen vor allen die beiden großen angelsächsischen Nationen diesem Verlangen entgegenzukommen; Hochschulen, Fachschulen, Krankenpflegestätten bilden die Mittel und eine zielbewußte, reiche Unterstützung der Missionen. So schließen sie weite Schichten des chinesischen Volkes ihrem Kulturkreise an; diese weltpolitisch bedeutsame Stunde der chinesischen Unterrichts- und Kulturreform nutzen sie geschickt, die heranwachsende Jugend vertraut zu machen mit ihrer Gedankenwelt und mit ihrer äußeren Lebensführung. So wird von selber zugleich der Boden für die Ausdehnung angelsächsischen Handels und angelsächsischer Industrie bereitet. China ist an Steinkohle das reichste Land der Welt, an Erzen außerordentlich reich. Ungeheure Ausichten bieten sich dem Volk, das da zur rechten Zeit kommt, das ihnen bringt, was ihnen am meisten not tut: Schulen und Ärzte. Franzosen, Engländer und Amerikaner sind mit bedeutenden Mitteln schon an der Arbeit – und bei uns könnten wirklich Zweifel entstehen, ob vom nationalen Standpunkt aus die Missionstätigkeit mit ihrer unersehblichen Pionierarbeit auch in China geboten ist? Es ist ersichtlich, welche wirksame natürliche Impulse gerade der christliche Kaufmann durch diese Sachlage erhält. Neben den allgemein christlich-idealen, die auch ihn zur Förderung der Mission führen müssen, sind es die greifbaren Interessen seines Standes, die ihn an den Missionar weisen, wodurch er dann den Segen Israels wie in unmittelbarem Austausch für seine tätige Förderung der Sache Gottes empfängt (vgl. die ähnlichen Ausführungen *JM* III 1913).

Einsichtige Kolonialkreise sehen gern die Arbeit der Missionare und begrüßen sie als unentbehrliche Hilfe in ihren kulturellen und zivilisatorischen Bestrebungen. Die religiöse Seite ihrer Tätigkeit wird dabei vielfach nur hingenommen, es sind die Nebenwirkungen, die man schätzt. Um so wertvoller ist die aufdämmernde Erkenntnis, daß aller Kultur Kern und Seele die Religion ist, daß es geradezu zum Verhängnis wird, Völkern auf tiefer Kulturstufe unsere moderne Kultur zu bringen, bevor sie die Grundlage derselben, das Christentum, erhalten haben. In dieser Hinsicht sind die Ausführungen beachtenswert, die Oberstabsarzt Dempwolff im *EMM* (Febr. 1914, 49 ff.) in einem Artikel, betitelt: „Notwendigkeit der christlichen Mission für die Kolonisation“, gemacht hat. Gerade die religiöse Bekehrung der Eingeborenen und nicht allein die Abtichtung in einzelnen Schulfächern sei der Weg, auf dem eine niedere Rasse sicher und dauernd auf ein höheres Kulturniveau emporgehoben werden könne. Die Völkerpsychologie lehre, daß der tiefe Kulturstand aller Naturvölker auf heidnisch religiösen Vorstellungen beruhe und auf das innigste mit ihnen verwachsen sei. Diese niedrige Religion sei es, die einerseits die Assimilierung der dargebotenen Kulturgüter vereitelte, andererseits durch den erfolgenden inneren Zusammenbruch auch das ursprüngliche soziale Leben und Wirtschaftsleben untergrabe. Die psychische Disposition für die abendländische Kultur biete nur eine höhere Religion und als solche komme nur das Christentum in Frage. „So stehen die Naturvölker unserer Verwaltung, unserer Rechtspflege, unserer Medizin, den Gütern unserer geistigen Kultur ablehnend, widerstrebend, zweifelnd und verständnislos gegenüber; ein Hereinwachsen in diese

Gebiete ist durch bloße Einführung ihrer Errungenschaften nicht zu erwarten" (54). „Wir verwirren ihre alte Weltanschauung, ohne ihnen eine neue dafür zu bieten, denn die Erzeugnisse unserer Kultur vermitteln nicht den Sinn und den Wert unserer höheren Lebensauffassung" (55). „Da also die Naturvölker für die Gaben unserer materiellen und geistigen Kultur die erforderliche seelische Anpassungsfähigkeit nicht besitzen, weil ihr Geistesleben in heidnischen Vorstellungen gebunden ist, die eine freie Entwicklung seiner Kräfte nicht zulassen, so ist es ein einfacher Schluß, daß alle Erziehung zur Hochkultur an diesem Punkte einsetzen muß: ihren Seelen einen neuen Inhalt zu geben, ihr Heidentum nicht nur zu zerstören, sondern es durch eine andere, eine höhere Religion zu ersetzen, die das Herzensbedürfnis ebenso befriedigt, wie sie die Vernunft von den Banden des Aberglaubens erlöst" (57). „Die Klugheit des Kaufmanns und des Politikers führt zu demselben Ergebnis, wie das warme Herz des gläubigen Christen, das für seine farbigen Brüder schlägt" (58).

In einem Aufsatz des EMM (Jan. 1914) „Mission und Geschichtsphilosophie" zieht Lütgert einige Parallelen zwischen der Arbeit der Apostel und der modernen Mission. Heute ist der Missionar fast überall der Träger einer höheren Kultur, der hochgebildete Griechen aber sah mit Verachtung auf die Apostel. Dieses Verhältnis wird wiederkehren, wenn wir einmal Völker vor uns haben, die die ganze europäische Kultur geerbt haben, aber heidnisch geblieben sind. „In einer Beziehung ist die Aufgabe sogar schwerer als diejenige, die den Aposteln gestellt war. Paulus stand einer Kultur gegenüber, welche durch seine Predigt zum erstenmal mit dem Evangelium in Berührung kam. Die heutigen Missionare werden sehr bald einer Kultur gegenüberstehen, welche die europäische Irreligiosität, ja das Antichristentum, die Verneinung des Christentums schon in sich trägt. Damit ist die Aufgabe bedeutend vertieft und erschwert" (6). Der Verf. warnt dann, der Welt das europäische Christentum aufzwingen zu wollen, und versteht darunter eine bestimmte Form, wie sie sich in den verschiedenen Konfessionen und Denominationen herausgebildet haben. „So wenig Paulus die Heidenchristen zu Judenchristen hat machen wollen, so wenig wollen wir die Heiden zu Reformierten oder Lutheranern machen. Zu Christen wollen wir sie machen und zu nichts anderem" (8). Das ist der Ausdruck für die neugefundene Einigungsformel. So gefällig sie in der Abstraktion erscheint, in der Praxis dürfte sie doch an der Bekenntnistreue vieler scheitern, da sich doch nicht ohne weiteres die Überzeugung durchsetzen wird, die konfessionellen Unterscheidungsmerkmale seien unwesentliche, außerschristliche Elemente.

In dem eingangs angezogenen Artikel (AMZ Febr. 1914) tadelt der Verf. die amerikanische Berichterstattung, besonders die der Missionsblätter. Sie lieferten in ihren Übertreibungen und Entstellungen ein ganz falsches Bild und scheuten sich nicht, in majorem Dei gloriam Geschichte zu machen. „In amerikanischen Missionsblättern bin ich kaum je auf Berichte gestoßen, die die volle Wahrheit sagen. Ob man sie nicht weiß oder methodisch vertuscht? Sicher wird damit auf die Dauer der Mission schlecht gedient" (60). Man muß dem Verfasser recht geben, die amerikanischen Missionsberichte lesen sich vielfach wie in der Erstase geschrieben. Es ist merkwürdig, wie der sonst doch realistisch veranlagte Amerikaner hier den Blick für die nüchterne Wirklichkeit verliert. — Auch von dem geräuschvollen Zuge des Amerikaners Mott durch den asiatischen Osten ist der Verf. nicht ganz erbaut. Man müsse jedenfalls bei diesem Studentenzug, der zu einer Haupt- und Staatsaktion gestempelt worden sei, nicht alles unbesehen hinnehmen (63). Die 137569 Studenten, die Mott durch seine Reden erreicht hat, sind nicht Studenten in unserem Sinne. Unter dieser Zahl summieren sich junge Kaufleute und Schüler, ferner Leute, die sich „eine Zeitlang im Auslande, meist in Japan und Amerika, aufgehalten haben und nun beladen mit Schlagworten und voll maßloser Selbstüberhebung in ihrem Vaterlande die Reformatoren spielen". „Es ist gar nicht schwer, junge Chinesen bei einer solchen Gelegenheit zu veranlassen, Karten zu unterzeichnen, durch die sie sich zu einem sorgfältigen

Bibelstudium u. a. verpflichten. Wir dürfen aber wirklich nicht diese Art von Wirksamkeit, wie in kritikloser Weise vielfach geschehen ist, überschätzen" (64).

In der protestantischen „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ (25. Jahrg. 1. Heft) macht Bezzel einige beachtenswerte Ausführungen über äußere Mission, die interessante Streiflichter auf Verhältnisse in protestantischen Missionskreisen werfen. Von der Nationalspende heißt es daselbst (19): „So hat manch einer unbeschadet der Anerkennung des guten Willens die Missionsnationalspende mit der auf sie gewandten Organisation und Agitation sorglichen Auges betrachtet und denkt skeptisch über den Betriebsfonds, den man zurückbehalten hat ad nutum imperatoris. Es sind Mittel angewendet worden, die Hausammlung z. B., die Bedenken erregen, die Loyalität bei dem besonderen Anlaß ward mächtig angerufen, Leugner der Echtheit des Missionsbefehls, ja selbst des Missionsgedankens bei Jesu setzten ihren Namen neben den der Männer des alten Glaubens, der Weimarer Missionsverein, den die Edinburgher Weltkonferenz ebenso ablehnte als die kontinentale Missionsvereinigung, ward gleichberechtigt, und auf der Liste der Missionszuwendungen prangt auch die – Adventistenmission! – Wird nicht mancher Mißerfolg bedeutender Missionen einmal darauf zurückgeführt werden müssen, daß sie zuviel Kirchenpolitik trieben und in die äußeren Sorgen der Heimatkirchen sich verflochten, so daß Blick und Kraft verkürzt wurde?“ Eine stärkere Zurückdämmung der Missionsmittel auf das rein geistliche Gebiet, oder doch zum wenigsten die bewußte Unterordnung unter das eine religiöse Hauptziel fordert der Verf. im folgenden: „In der äußeren Mission wird der Mangel an Bekenntnisgewißheit – wir reden nicht von äußerlich korrekter, sondern von der innerlich treibenden Kraft der Gegenliebe für das Geheimnis der Erlösung – am ehesten sich rächen. Kulturelle, zivilisatorische Arbeit unmittelbar zu treiben, kann denen nicht befohlen sein, die nur mittelbar in der Ausbreitung des Evangeliums sie zu treiben versprechen und Befehl haben. Manche verfallene Mission aus früheren Zeiten redet deutlich davon, wie Gott sein nicht spotten und Mission sich versprechen läßt, während nationalistische und kolonialisatorische Gedanken im Vordergrund standen. Möge auch die mit neuem Eifer betriebene und betonte ärztliche Mission nicht einen Fremdkörper in den Missionsbetrieb einführen, sondern als heilsames Mittel zum heilsamsten Zwecke sich bewähren“ (20). Die in der Gegenwart sich häufenden und durch die Weltlage bedingten Probleme und Forderungen der Mission besonders auf kulturellem Gebiete bilden in der Tat insofern eine Gefahr, als sie imstande sind, durch ihre Dringlichkeit und die Geistenspannung, die sie erfordern, den Schwerpunkt des Werkes zu verschieben und viele Kräfte ihrem eigentlichen Berufe zu entfremden. Hier die Grenze anzugeben ist in der Theorie nicht allzu schwer, in den einzelnen konkreten Fällen aber ist sie kaum mit Sicherheit zu bestimmen. In diesem Zusammenhang ist vielleicht ein Grundsatz nicht ohne Wert, den „Die ärztliche Mission“ (Jan. 1914) in bezug auf die Mitarbeit von Missionsärzten in von Chinesen geleiteten Lehranstalten ausspricht: „Wir sollten nie eine gemeinsame Arbeit mit den Chinesen anfangen, wenn wir nicht die Freiheit haben, das Christentum zu lehren; aber wenn wir eine Zeitlang in der Arbeit gestanden haben und wir können nicht beweisen, daß die Sache es wert ist, sollten wir gern wieder austreten“ (14). Nur wird es nicht immer leicht sein, zu erkennen, ob die Sache es wert ist oder nicht. In dem Urteil spielt der geringere oder größere Weitblick dessen, der die Angelegenheit zu entscheiden hat, die wichtigste Rolle.

Seit den Tagen von Edinburgh beschäftigt die protestantische Mission unausgesetzt die Frage einer Reform der Ausbildung ihrer Missionare. Die auf dem Kontinent übliche summarische, auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Jahren beschränkte wird als unzureichend erkannt, man erstrebt eine dem akademischen Bildungsgang möglichst gleichwertige und daneben eine nach missionarischen Gesichtspunkten orientierte Spezialschulung. Die Verhandlungen der 13. Kontinentalen Missions-Konferenz (Bremen 1913) geben von diesen Bestrebungen ein anschauliches

Bild und bieten darin manches Lehrreiche. Merkwürdig ist dabei die Beobachtung, daß man das jetzige Niveau gegenüber dem Bildungsgrad der katholischen Missionare hochzuhalten sich bemüht. Zunächst hat mit dieser Frage wenig die Behauptung Meinhofs zu tun, daß die katholischen Missionare wissenschaftlich nicht tüchtiger seien als die protestantischen (39). Soll hier heißen: literarisch. Das unverkennbare Plus der katholischen Missionare verlegt er in ihre „gesellschaftliche Bildung und Weltkenntnis“ (40). Wir verstehen ihn aus seiner Situation heraus, und eine Diskussion darüber ist überhaupt ziemlich belanglos. Entschieden zurückzuweisen ist es aber, daß ein anderer Redner es wagen durfte, die höhere Wertung, die die katholischen Missionare auch von protestantischen Beamten und Ansiedlern erfahren, mit einer Beschimpfung derselben zu erledigen. Missionsdirektor Spieker sagte wörtlich: „Es ist ja richtig, und ich habe das auch auf meinen Reisen beobachtet, daß hie und da der katholische Missionar besonders geschätzt ist, aber doch nicht durchweg. Den Grund dieser Tatsache läßt uns in vielen Fällen das Wort des bekannten Reisenden Zintgraff erkennen, das auch durch meine Erfahrungen bestätigt wird: ‚Der katholische Missionar versteht es besser, zwei Augen zuzudrücken gegenüber der Sünde der Ansiedler; der evangelische Missionar kann kein Auge zudrücken‘. Zu dieser Verunglimpfung ist ein Doppeltes zu bemerken. Erstens ist die überwältigende Mehrzahl aller Ansiedler und Beamten in unseren Kolonien protestantisch, und diesen gegenüber hat die katholische Mission natürlich keine Gelegenheit, mit kirchlichen Mitteln vorzugehen. Das kirchliche Verhalten der katholischen Mission gegen Katholiken, die in öffentlicher Sünde leben, ist auf keinen Fall zweideutig. Wenn zweitens die katholische Mission den protestantischen Sündern in gesellschaftlichem Verkehr weniger schroff gegenübertritt, als etwa der protestantische Missionar, so hat das eben in der „gesellschaftlichen Bildung“ seinen Grund.

Mit Bezug auf die Mission in Indien heißt es an einer anderen Stelle: „Die römische Kirche weiß nichts von einer Kastenfrage. Sie läßt es geschehen, daß der Brahmane seine heilige Schnur nach wie vor trägt, und daß der Sudra sich seine gesonderten Kapellen und Kirchen baut, in denen dem Paria der Zutritt verboten ist. Der ganze Wust heidnischen Aberglaubens darf unter einem christlichen Mäntelchen, das ihn nur sehr notdürftig verbirgt, fortwuchern. Diese Lage Stellung erklärt sich völlig aus der Eigenart der katholischen Kirche, die im indischen Heidentum so viele Analogien findet“ (129). Die „Eigenart der katholischen Kirche“ wird von einem anderen Ref. nicht ganz übereinstimmend wie folgt charakterisiert: „Heute noch beachtenswert, auch für evangelische Missionare, sind die Verhaltensmaßregeln der Propaganda in Rom für die apostolischen Vikarien in China und anderen Ländern aus dem 17. Jahrhundert, sofern ihre Anwendung in evangelischem Geiste geschieht. Sie lauten: ‚Hütet euch, diese Völker auf irgend eine Weise anzuhalten, ihre Zeremonien, Gebräuche und Sitten zu ändern; es müßten dieselben denn offenbar wider Religion und Tugend streiten. Denn läßt sich wohl etwas Ungereimteres denken, als Frankreich, Spanien, Welschland oder sonst ein Land Europas nach China versetzen zu wollen? Nicht unsere Sitten, sondern den Glauben müssen wir in diesem Reiche pflanzen, welcher auf keines Volkes Sitten und Gewohnheiten, sofern sie nicht böse sind, sieht oder sie verletzt, sondern vielmehr zu erhalten sucht“ (137f.) Und Schreiber gesteht: „Hier können wir in der Tat von der katholischen Mission mancherlei lernen. Sie ist Jahrhunderte hindurch eine Völkererzieherin im großen Stile gewesen“ (143).

Wir leugnen durchaus nicht: die Kaste in Indien ist ein großer Übelstand und sie muß fallen, je eher desto besser. Aber eine soziale Einrichtung läßt sich nicht übers Knie brechen. Die katholische Mission in Indien steht zur Kastenfrage wie die Kirche der apostolischen Zeit zur Sklavenfrage. Auch diese aus heidnischem Geiste geborene Institution wird in folgerichtiger Auswirkung der christlichen Prinzipien von innen heraus überwunden werden. Im übrigen bestehen hinsichtlich der Kasten-

frage auch in der katholischen Mission verschiedene Ansichten. (Vgl. darüber ZM III 350.)

Die Tagespresse brachte schon am 7. Dez. vorigen Jahres die Notiz von der Gründung einer „Deutschen evangelischen Missionshilfe“, die sich unter das Protektorat des Kaisers gestellt habe. In der konstituierenden Versammlung im Herrenhause zu Berlin und unter dem Vorsitze des Präsidenten des Herrenhauses Ministers v. Wedel wurde dieselbe in Form einer Stiftung als eine Organisation zur dauernden Erhaltung des durch die Nationalspende geweckten Missionsinteresses gegründet. Die „Magdeburgische Zeitung“ (18. Febr. 1914) zeichnet die Aufgabe dieser „kaiserlichen Stiftung“ wie folgt: „Die Missionshilfe möchte ihrem Namen Ehre machen und den alten Gesellschaften derart eine wirksame Hilfe sein, daß sie andere, vor allem national angeregte Persönlichkeiten, für die Mission erwärmt und begeistert, sowie Mittel aus den Kreisen von Bildung und Besitz flüssig macht, die sich bisher von jeglicher Missionsbetätigung fernhielten.“

Im Altkatholizismus regen sich Missionsgedanken. Nicht von innen heraus. Wie WMZ (Jan. 1914) mitteilt, ist es der Überschuß an Theologen, sowie an abgefallenen zum Altkatholizismus übergetretenen katholischen Priestern, für welche die Mission eine Lösung der Versorgungsfrage werden soll. „Da lag der Gedanke nahe, eine altkatholische Missionsorganisation zu schaffen und die offenbar im Altkatholizismus schlummernden Missionskräfte für die nach Hilfskräften schreienden Missionsgebiete zu verwerten. . . . Es kam aber (auf dem 9. internationalen Altkatholikenkongreß zu Köln, 9. – 12. Sept. 1913) ein altkatholischer Missionsbund zustande, der die Verwirklichung des Missionsprojektes im Anschluß an die Missionen der Kirchen der anglikanischen Union erstrebt. Ihm gehören Bischöfe und Geistliche der anglikanischen Kirche und hervorragende Persönlichkeiten der protestantischen Missionsbewegung als Ehrenmitglieder an“ (31).

Ein Wort zur Entgegnung.

Von P. Größler P. S. M., Limburg a. L.

Unter der Überschrift „Eine Stimme zum Frieden aus dem katholischen Lager“ hat Pfr. L. Mühlhäuser in Basel im letzten Novemberheft des Evangelischen Missionsmagazins (S. 501 ff.) eine wohlwollende Stellungnahme zu Prof. Schmidlins Artikel in dieser Zeitschrift: Wie ist ein friedliches Nebeneinanderwirken der katholischen und protestantischen Missionen in den Kolonien möglich (ZM 1913, 186 ff.) bekundet. Nachdem er dann festgestellt hat, daß die evangelische Mission im Prinzip den Schmidlinschen Forderungen nur rückhaltlos zustimmen kann, erklärt er dann weiter: „Über ich kann Herrn Professor Schmidlin speziell unter Berufung auf die Erfahrungen der Basler Mission in Kamerun aufs nachdrücklichste versichern, daß die gegenwärtige Praxis der katholischen Mission auch dort im grellsten Widerspruch zu seinen Forderungen steht.“ Anschließend sucht Verfasser seine Behauptung alsdann mit Beweisen zu belegen. Zu einer Äußerung in bezug auf diese Beschuldigungen wurde seitens der Redaktion das Wort an die am meisten interessierte Seite: die Kongregation der Pallottiner gegeben.

Wir anerkennen zunächst die durchaus edle Absicht des Verfassers jenes Artikels. Er glaubt, daß „der Weg zum Frieden nur durch eine offene Aussprache über die dazwischen liegenden Hindernisse gefunden werden kann“ und meint dann: „so mußte einmal aus den Erfahrungen der Basler Mission heraus das Unhaltbare des jetzigen Zustandes dargelegt werden“. Diese gute Absicht spricht sich auch in dem Streben nach Objektivität und vor allem in den schönen Schlußworten aus. So soll denn auch diese „Erwiderung“ keine neue Kampfansage bedeuten, sondern nur die erwartete Äußerung des apostrophierten Kontrahenten sein, auf die dann hüben und drüben ein eifriges Bestreben einsetzen kann, nach den beiderseits anerkannten Schmidlin-